

François Höpflinger

Generationenbeziehungen in späteren Lebensphasen

Einführung

Generationenbeziehungen sind eine grundlegende menschliche Lebensbedingung, und es gibt kein menschliches Leben ausserhalb von Generationenbeziehungen. Jede Gesellschaft hat Menschen unterschiedlichen Lebensalters zu integrieren, und jede Gesellschaft sieht sich mit der Herausforderung konfrontiert, ihre materielle und kulturelle Existenz über die beschränkte Lebenszeit einzelner Menschen hinaus zu sichern. Gleichzeitig ist jeder Mensch – unabhängig von seiner Abstammung und Herkunft – mit seiner Geburt von der Fürsorge älterer Generationen (Eltern u. a.) abhängig, und ohne die Erfahrung verlässlicher Generationenbeziehungen sind die Selbst-Konstitution einer Person sowie deren Handlungsbefähigung gefährdet. Aus diesem Grunde werden in jedem Gemeinwesen Vorkehrungen dafür getroffen, dass eine verantwortungsvolle Sorge der älteren Generation für die nachkommenden Generation gewährleistet wird. Aber auch in späteren Lebensphasen sind Generationenbeziehungen immer mit grundlegenden menschlichen Erfahrungen verbunden: Neue Generationen entstehen durch die Geburt von Menschen, und alte Generationen sterben weg. Geburt und Tod gehören daher ebenso zum Generationenthema, wie das Verhältnis von Jung und Alt.

In der Forschungsliteratur zu Generationenfragen werden zumindest vier Kategorien von Generationen unterschieden und festgehalten:

- a) Generationen als Kategorien zur Unterscheidung von Abstammungsfolgen in Familien (Kinder-Eltern-Grosseltern) (*genealogischer bzw. familial-verwandtschaftlicher Generationenbegriff*),
- b) Generationen als pädagogisch-anthropologische Grundkategorien von Lern- und Erziehungsprozessen (*pädagogischer Generationenbegriff*), wobei in modernen Gesellschaften auch ältere Menschen der lernenden Generation angehören,
- c) Generationen als Kategorien zur Unterscheidung historisch und/oder sozialer Gruppierungen mit gemeinsamem sozio-historischem Hintergrund (*zeitgeschichtlich-gesellschaftliche Generationen*), in Anlehnung an Karl Mannheim (1928/64).
- d) Generationen als Kategorien wohlfahrtsstaatlicher Verteilungsprozesse zwischen Altersgruppen und/oder Geburtskohorten, namentlich bei der Altersvorsorge (Stichwort: Generationenvertrag) (*Wohlfahrtsgenerationen*).

Das einzelne Individuum steht konkret immer in mehrfachen Generationenzusammenhängen (familial, pädagogisch, gesellschaftlich, sozialpolitisch). Entsprechend macht der einzelne Mensch immer mehrfache Erfahrungen der Generationenzugehörigkeit; sei es beispielsweise als Sohn hochaltriger Eltern und gleichzeitig als Bezieher einer Altersrente, der sich in seiner nachberuflichen Lebensphase von der Enkeltochter aktiv in neue Technologien und Sprachformen einführen lässt. Im Gespräch mit der Enkeltochter wird er sich über Generationendifferenzen zwischen seiner Jugend und der heutigen Jugend bewusst, usw. Jeder Mensch ist *multigenerativ* eingebunden.

Familiale und gesellschaftliche Generationenbeziehungen können unterschiedlich gestaltet sein. In öffentlichen Diskussionen wie auch in der Forschungsliteratur werden – idealtypisch gesehen – vier Grundvorstellungen von Generationenbeziehungen angesprochen:

- a) Generationenkonflikt und negative Interdependenz,
- b) Generationensolidarität und positive Interdependenz,
- c) Unabhängigkeit und Segregation der Generationen,
- d) Ambivalenz von Generationenbeziehungen.

Sachgemäss sind Generationenkonflikte, Generationensolidarität und Unabhängigkeit je nach Lebensbereichen und je nach Lebensphase von unterschiedlicher Bedeutung. Während im familial-verwandtschaftlichen Bereich oft eher das Muster von Solidarität vorherrscht, sind die Beziehungen

zwischen verschiedenen Altersgruppen im Freizeitbereich häufig durch eine gewisse Trennung gekennzeichnet.

Ambivalenzen ergeben sich grundsätzlich in sozialen Situationen, wo Kontinuität und Wandel sowie Schicksalhaftigkeit und Gestaltbarkeit gleichermaßen wichtig sind, und dies ist gerade für intergenerationelle Beziehungen der Fall: Auf der einen Seite sind familial-verwandtschaftliche Beziehungen durch ihre langjährige, oft lebenslange Kontinuität gekennzeichnet. Man bleibt das 'Kind seiner Eltern', solange diese leben, und ‚Eltern‘ sind insofern schicksalhaft, als man sich seine Eltern nicht auswählen kann. Auf der anderen Seite ergibt sich zwangsläufig ein lebenszyklischer Wandel aller Generationenbeziehungen; sei es, dass ein Kind erwachsen wird; sei es, dass neue Generationenmitglieder (Kinder bzw. Enkelkinder) integriert werden müssen, oder dass durch das Absterben der älteren Generation Lücken entstehen usw.

Das west- und nordeuropäische Familien- und Generationenmodell

Familienstrukturen und Generationenbeziehungen haben sich in nord- und westeuropäischen Ländern im Verlaufe der Geschichte anders entwickelt als in Ost- und Südeuropa sowie vielen aussereuropäischen Ländern. Zum Verständnis familialer Generationenbeziehungen – und namentlich des dominanten Musters multilokaler Mehrgenerationenfamilien – in der Schweiz ist es zentral zu wissen, dass die Entwicklung der west- und nordeuropäischen Familien- und Generationenbeziehungen weltweit betrachtet in wichtigen Aspekten eine Ausnahmeerscheinung darstellt. Und die Schweiz ist traditionellerweise eine Region, in der sich - mit Ausnahme einiger Gebiete, wie etwa dem Wallis – das sogenannte Europäische Ehe- und Familienmodell schon früh durchzusetzen vermochte.

Das zentrale Kennzeichen des west- und nordeuropäischen Familienmodells ist eine starke – und teilweise überstarke – Betonung der Kernfamilie (Ehepaarbeziehung, Eltern-Kind-Beziehungen). Die horizontalen Verwandtschaftsbeziehungen sind gegenüber den vertikalen Generationenbeziehungen weniger bedeutsam, und die Einbindung der Kernfamilie in umfassendere Clan- und Sippenstrukturen wurde früh gebrochen. Dementsprechend wurde es früh zur Norm, dass die einzelnen Familiengenerationen soweit als möglich selbständig haushalten, und Mehrgenerationen-Haushaltungen waren ausserhalb bäuerlicher Kreise schon früh vergleichsweise selten.

Folgende zwei Elemente sind für die historische Entwicklung des west- und nordeuropäischen Modells von Familie und Generationenbeziehungen zentral:

Zum einen brach das Christentum - als Gemeindereligion – radikal mit früheren Haus-, Familien- und Ahnenkulten. Damit wurde das Ansehen und die intergenerationelle Stellung alter Familienangehöriger von vornherein geschwächt (etwa im Vergleich zur römischen ‚familia‘). Zudem dominierte im religiösen Bereich die schriftliche Überlieferung (Bibel) vor der mündlichen Überlieferung. Vor allem mit der Erfindung und Verbreitung des Buchdrucks und legaler Dokumente schwand die Bedeutung alter, erfahrener Menschen als Träger kultureller Traditionen. Die mit der Renaissance einsetzende Betonung einer Ästhetik junger Körper - in Anlehnung an griechische Vorbilder - und die damit verbundene Abwertung sichtbaren körperlichen Zerfalls haben das soziale Ansehen des Alters in Europa zusätzlich reduziert. Im Rahmen dieser Entwicklungen wurde der Status alter Familienmitglieder kulturell und sozial geschwächt; ein Prozess, der sich mit der Industrialisierung – und der damit verbundenen Gleichsetzung von Jugend und Fortschritt – noch verstärkte.

Zum anderen wurde die monogame Zweierbeziehung (Ehe) ins Zentrum des Familienlebens gerückt. Im Gegensatz zu vielen aussereuropäischen Kulturen wurde die Beziehung zwischen den Ehegatten - und nicht die Beziehung zur Sippe oder zum Clan – betont. Die Clan- und Sippenstrukturen wurden in Europa teilweise schon im Mittelalter durch kirchliche Machtstrukturen gezielt abgewertet. Das Klosterleben war eine gemeinschaftliche Lebensform ausserhalb und quer zu Clan- und Sippenstrukturen, und mit dem Priesterzölibat wurden familial-verwandtschaftliche Loyalitäten innerkirchlich an den Rand gedrängt. Sippenstärkende Gebräuche – wie Polygamie,

Brautkauf und Kinderehen - wurden im Christentum explizit verboten. Die Betonung der Ehe als Zweierbeziehung stärkte schon in der vorindustriellen Eidgenossenschaft die Stellung junger Eheleute gegenüber der älteren Generation. Der Bund der Ehe war ein dauerhafter Bund des Brautpaares, das sich gegenseitig Treue und Unterstützung schwor (und nicht der Sippe). Auch die Geburt und Erziehung von Kindern lag prinzipiell in der Verantwortung der Eheleute bzw. der Eltern, wogegen umfassendere verwandtschaftliche Interventionen nur beschränkt legitim waren. So setzte sich in West- und Nordeuropa das Konsensprinzip der Ehe schon ab dem 12. Jahrhundert weitgehend durch, und eine Ehe ohne Einwilligung beider Ehepartner wurde zur Ausnahme. Damit gewannen namentlich junge Frauen gegenüber ihren Eltern mehr Selbständigkeit, etwa einen unliebsamen Heiratspartner zurückzuweisen.

Während in vielen aussereuropäischen Kulturen die Eltern bis heute den Ehepartner bzw. die Ehepartnerin ihrer Kinder bestimmen, gewannen junge Männer und Frauen in West- und Nordeuropa relativ früh die Freiheit, bei der Wahl eines Ehepartners bzw. einer Ehepartnerin mit zu entscheiden; sachgemäss innerhalb der sozial vorgegebenen Heiratsmöglichkeiten (wie gleicher Stand). Das Konsensprinzip schloss ein, sich auch gegen die Ehe entscheiden zu können, und das europäische Ehe- und Familienmodell ist durch eine Tradition später Ehen und hoher Ledigenanteile charakterisiert. Die Reformatoren (Calvin, Zwingli und vor allem der nachfolgende Reformator Bullinger in seiner 1547 veröffentlichten Schrift 'Der Christlich Eestand') betonten explizit den zentralen Wert der Ehe und Kernfamilie als Träger einer religiösen Hausgemeinschaft (mit Familienbibel). Haus und Familie wurden ins Zentrum einer christlichen Lebensführung gerückt, wobei im Rahmen des Zürcher Ehegesetzes von 1524 – das anschliessend von anderen reformierten Kantonen übernommen wurde - neu Männer ab 20 Jahren und Frauen ab 18 Jahre auch ohne Einwilligung der Eltern heiraten durften (was die familiale Selbständigkeit der jungen Generation stärkte).

Das vom aufstrebenden Bürgertum ab dem 18. Jahrhundert durch eine Flut von Eheratgebern vertretene Modell der bürgerlichen Liebesehe und engen Mutter-Kind-Beziehung verstärkte die Stellung der engeren Kernfamilie zusätzlich, etwa indem nur Mitglieder der Kernfamilie überhaupt zur häuslichen Familiengemeinschaft gezählt wurden. Der Durchbruch der bürgerlichen Liebesehe (mit ihrer Dreieinigkeit von Liebe, Ehe und Sexualität) verringerte den Einfluss der Eltern und übrigen Verwandten auf Partnerwahl und Familiengestaltung weiter. Liebe lässt sich nicht befehlen, und wenn eine Ehe auf Liebe begründet wird, muss die Wahl des Ehepartners der jungen Generation überlassen werden. Die Eheschliessung sowie die Gestaltung des Familienleben wurden immer stärker zur Privatsache der Beteiligten.

Mit der Betonung der Ehe bzw. Kernfamilie eng verknüpft, ergab sich in West- und Nordeuropa schon früh eine ausgeprägte soziale und familiale Selbständigkeit der einzelnen Familiengenerationen: Jede Generation führt sein Familienleben in seiner eigenen Verantwortung. Die Verantwortung für Geburt und Erziehung von Kindern lag und liegt – wie angeführt – weitgehend bei den Eltern. Entsprechend setzte sich Familienplanung ohne Einmischung der älteren Generation in west- und nordeuropäischen Regionen teilweise schon früh durch. Umgekehrt verloren die älteren Generationen durch die relativ ausgeprägte familiale Selbständigkeit der jungen Generation in Europa an Macht und Einfluss. Entsprechend wurde das Prinzip der Nicht-Einmischung der ältesten Generation (Grosseltern) in die Erziehung der jüngsten Generation schon früh formuliert und durchgesetzt.

Kulturell dominierte insgesamt ab dem 16. Jahrhundert in West- und Nordeuropa das Ideal, dass die verschiedenen Generationen soweit als möglich getrennt haushalten sollten, und im Gegensatz zu aussereuropäischen, aber auch zu süd- und osteuropäischen Kulturen war das Modell der Grossfamilie in West- und Nordeuropa schon seit dem 17. Jahrhundert die Ausnahme, namentlich ausserhalb bäuerlicher Produktionsstrukturen.

Mehrgenerationen-Haushalte waren somit auch in früheren Jahrhunderten in vielen Regionen Westeuropas – und der Schweiz - relativ selten (wozu auch die geringere Lebenserwartung der

älteren Menschen beitrug). Getrenntes Haushalten der Generationen war primär in den Städten schon früh die Regel, aber auch in manchen ländlichen Regionen der Schweiz waren Mehrgenerationenhaushalte in der Minderheit.

Eine vorübergehende Zunahme in Zahl und Anteil von Haushaltungen, die mehrere Generationen umfassten, zeigte sich in einigen ländlich-bäuerlichen Regionen sowie in städtisch-proletarischen Milieus nur in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Dies war in den Städten primär die Folge hoher Arbeitslosigkeit und einer ausgeprägten Wohnungsnot bei Arbeitern. In Städten wie Zürich wurde der damaligen Wohnungsnot von Arbeiterfamilien durch den Bau von Genossenschafts-siedlungen begegnet. In einigen Industrieorten bauten die Fabrikbesitzer gezielt Arbeiterhäuser für junge Arbeiterfamilien. In ländlichen Regionen widerspiegelte die zeitweise Zunahme von Mehrgenerationenhaushalten vor allem den Ersatz nicht-verwandter Arbeitskräfte (Knechte, Mägde) durch verwandte Arbeitskräfte, wozu auch die Grosseltern gehörten. Der Anstieg im Anteil von Dreigenerationenhaushaltungen war jedoch nur ein vorübergehendes Phänomen, und nach 1945 sank der Anteil von Mehrgenerationenhaushalten trotz gestiegener gemeinsamer Lebensspanne der Generationen erneut.

Gegenläufig zur Ausdehnung der gemeinsamen Lebensspanne familialer Generationen verlief die Entwicklung intergenerationellen Zusammenwohnens, im Sinne des gemeinsamen Haushaltens von zwei oder drei Generationen. Zwischen 1970 und 2000 hat sich in allen Altersgruppen der Anteil von Eingenerationenhaushalten erhöht. Der Anteil an Zwei- oder gar Dreigenerationenhaushalten hat sich entsprechend reduziert. Die erhöhte gemeinsame Lebensspanne familialer Generationen wurde somit nicht von einem häufigeren Zusammenleben der Generationen begleitet, sondern das Muster multilokaler Mehrgenerationen-Familien wurde weiter verstärkt. Dazu hat sicherlich auch der Ausbau des wohlfahrtsstaatlichen Generationenvertrags (Altersversorgung) wesentlich beigetragen.

Anteil an Dreigenerationenhaushaltungen nach Gemeindetypus, 2000

Gemeindetypus:	%-Anteil an Dreigenerationen-haushaltungen *
- Zentrumsgemeinden (Stadtzentren)	0.3%
- Suburbane Gemeinden (Agglomerationsgemeinden)	0.4%
- Wohlhabende Gemeinden (viele Wohlhabende)	0.4%
- Peri-urbane Gemeinden (Agglomerationsrandgebiete)	0.4%
- Tourismusgemeinde (touristische Zentren)	0.4%
- Industrie- und Dienstleistungsgemeinden	0.5%
- Ländliche Wegpendler-Gemeinden	0.5%
- Agrarisch-gewerbliche Gemeinde	0.7%
- Agrarische Gemeinde/Landwirtschaftsgebiete	1.1%

* definiert als privater Haushalt mit mindestens einer Person im Alter 0-19 Jahre, mindestens einer Person im Alter 20-64 Jahre und mindestens einer Person im Alter von 65 Jahren und älter.

Quelle: Schweiz. Volkszählung 2000, erarbeitet durch Philippe Wanner, Universität Genf.

Familiale Generationenbeziehungen und intergenerationelle Unterstützungsleistungen vollziehen sich damit weitgehend multilokal, und diese Situation entspricht den Wünschen und Bedürfnissen jüngerer wie älterer Generationen

Familiale Generationen – wechselseitige Beistands- und Rücksichtspflicht

Die konkrete Gestaltung familialer Generationenbeziehungen – wie Art und Form der Kontakte und Ausmass an gegenseitiger Hilfe und Unterstützung - wird weitgehend als private Angelegenheit betrachtet. Allerdings existieren auch rechtliche Grundsätze zur gegenseitigen intergenerationellen Solidarität. So unterstehen Eltern und Kinder generell einer wechselseitigen Beistands- und Rücksichtspflicht: “Eltern und Kinder sind einander allen Beistand, alle Rücksicht und Achtung schuldig, die das Wohl der Gemeinschaft erfordert.” (Art. 272 ZGB) Diese Pflicht beschränkt sich nicht auf die Beziehung zwischen Eltern und minderjährigen Kindern, sondern sie besteht auch über die Volljährigkeit des Kindes hinaus, und sie gilt auch für die Beziehung zwischen mündigen Kindern und betagten Eltern.

Rechtlich festgelegte und rechtlich durchsetzbare intergenerationelle Verpflichtungen existieren in folgenden Bereichen:

a) Elterliche Sorge und elterliche Unterhaltspflicht: Eltern sind mit der Geburt eines Kindes für seine Pflege, seine Erziehung und sein Wohlergehen verantwortlich. Gegenüber unmündigen Kindern haben die Eltern die Erziehungsverantwortung und eine gesetzliche Unterhaltspflicht. Eltern sind für den Unterhalt (Verpflegung, Unterkunft usw.) ihrer Kinder verantwortlich. Die Unterhaltspflicht wird bei Vätern nicht-ehelicher Kinder durch einen formellen Unterhaltsvertrag festgelegt. Andererseits haben die Eltern den Kindern gegenüber bis zur Mündigkeit auch Erziehungsbefugnisse (elterliche Sorge; Art. 296 ff. ZGB). Gemäss Art. 277 Abs. 2 ZGB dauert die elterliche Unterhaltspflicht bei jungen Menschen in Ausbildung über das Mündigkeitsalter hinaus, und zwar so lange, bis diese Ausbildung ordentlicherweise abgeschlossen werden kann.

b) Verwandtenunterstützungspflicht bei wirtschaftlicher Notlage: Nach Artikel 328 und 329 ZGB besteht für Verwandte in auf- und absteigender Linie eine gegenseitige Unterstützungspflicht. Diese Unterstützungspflicht besteht allerdings nur, wenn Angehörige in Not geraten und beispielsweise öffentliche Sozialhilfe beanspruchen müssten. Das Subsidiaritätsprinzip der öffentlichen Sozialhilfe schliesst ein, dass öffentliche Unterstützung nur geleistet wird, wenn andere Unterstützungsleistungen – wie Unterstützung durch Verwandte – nicht in Frage kommen. Allerdings haben Angehörige nur Unterstützung zu leisten, wenn sie in günstigen Verhältnissen leben.

Zusammenfassend lässt sich somit festhalten, dass das Prinzip der intergenerationellen Solidarität (wechselseitige Beistands- und Rücksichtspflicht) auch im Gesetz verankert ist. Klare gesetzliche intergenerationelle Unterstützungsverpflichtungen bestehen jedoch primär in frühen Familienphasen (Unterstützungspflicht der Eltern gegenüber ihren Kindern, teilweise über das Mündigkeitsalter hinaus) sowie bei wirtschaftlicher Notlage (Verwandtenunterstützungspflicht im Rahmen der Sozialhilfe). Demgegenüber sind die gesetzlichen Bestimmungen bezüglich der intergenerationellen Hilfe und Pflege zugunsten pflegebedürftiger alter Eltern lückenhaft. Dabei bleibt die Tatsache unberücksichtigt, dass heutige familiäre Hilfe und Pflege zugunsten hilfe- und pflegebedürftiger Elternteile zumeist ausserhalb des eigenen Haushalts geleistet werden. Das (veraltete) Haushaltsprinzip gilt unter anderem auch für die Anrechnung sogenannter Erziehungs- und Betreuungsgutschriften zur AHV, die nur für Erziehungs- und Betreuungsleistungen im gleichen Haushalt verlangt werden können. Das moderne Prinzip multilokaler Mehrgenerationen-Familien wurde vom Gesetzgeber der Schweiz bisher nicht beachtet.

Generationenkonstellationen in der zweiten Lebenshälfte: Schweiz 2004

Generationenkonstellation:	Zuhause lebende Bevölkerung im Alter von:			
	50-59 J.	60-69 J.	70-79 J.	80+ J.
1 Generation	7	14	8	15
2 Generationen	32	22	13	14
3 und mehr Generationen	61	63	79	71

Quelle: Perrig-Chiello, Höpflinger, Suter (2008) Generationen – Strukturen und Beziehungen. Generationenbericht Schweiz, Zürich: Seismo: Tabelle 9.

Demografischer Wandel der Generationenverhältnisse

Drei Komponenten bestimmen die demografische Entwicklung eines Landes oder einer Region: a) Geburtenniveau, b) Sterblichkeitsraten bzw. Lebenserwartung, und c) Aus- und Einwanderung. Da neue Generationen durch die Geburt von Kindern entstehen, und alte Generationen durch den Tod wegfallen, beeinflussen demografische Wandlungen auch die Generationenverhältnisse in starkem Masse. Die drei demografischen Grössen haben für Generationenverhältnisse konkret folgende Bedeutung:

- Ein Geburtenanstieg führt zu einer stärkeren Erneuerung der Generationen, wogegen ein Geburtenrückgang die intergenerationelle Erneuerung verlangsamt. Ein geringes Geburtenniveau führt nicht nur zur einer demografischen Alterung der Bevölkerung, sondern langfristig zu einem Bevölkerungsrückgang. Kinderlosigkeit unterbricht familiäre Generationenkette, und wo keine Nachkommen existieren, enden familiäre Generationen.
- Hohe Sterblichkeitsraten führen zu einer kurzen gemeinsamen Lebensspanne von Angehörigen. Bei geringer Lebenserwartung verlieren viele Kinder ihre Eltern frühzeitig, und ein gemeinsames Aufwachsen mit Grosseltern ist selten. Eine hohe Lebenserwartung erhöht umgekehrt die gemeinsame Lebensspanne von Angehörigen. Die heute hohe Lebenserwartung hat den positiven Effekt, dass sich die gemeinsame Lebensspanne der Generationen erweitert hat, und immer mehr Jugendliche und junge Erwachsene haben noch lebende Grosseltern. Ebenso stirbt die Elterngeneration heute oft erst spät ab.
- Da vor allem jüngere Menschen räumlich mobil sind, führt Auswanderung zu einem Verlust an jungen Menschen, wodurch Regionen durch Auswanderung eine verstärkte demografische Alterung erfahren. Einwanderung führt umgekehrt zumeist zu einer demografischen Verjüngung der Bevölkerung. Was Generationenverhältnisse betrifft, führen namentlich internationale Migrationsbewegungen zu getrennten Generationenbeziehungen, etwa wenn die junge Generation auswandert und die Eltern und Grosseltern im Herkunftskontext verbleiben.

Gemeinsame Lebensspanne Kinder - Eltern

Eindeutig positiv einzuschätzen ist, dass sich das Risiko von Kindern den Tod eines Elternteils zu erleben, deutlich reduziert hat. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts erlitt fast ein Fünftel der Kinder vor dem 15. Lebensjahr den Tod zumindest eines Elternteils. Zu Beginn des 21. Jahrhunderts betrifft dies weniger als 4% der Kinder. Das Risiko eines frühen Todes der Mutter ist in den letzten hundert Jahren um das Dreizehnfache gesunken. Weniger markant verlief die Entwicklung bei den Vätern, wo sich nur ein Rückgang um das Sechsfache ergab, und seit 1970 hat sich die Wahrscheinlichkeit von Kindern, den Vater vorzeitig durch Tod zu verlieren, nicht weiter verringert.

Auch im Jugendalter und jungen Erwachsenenalter haben heutige Menschen mehrheitlich beide Eltern. Während 1900 nur um die Hälfte der 25-Jährigen noch beide Eltern besaßen, sind dies heute um die neunzig Prozent. Das Absterben der Elterngeneration – häufig zuerst des Vaters –

erfolgt gegenwärtig erst im mittleren Lebensalter. Gut sechzig Prozent der 40-Jährigen haben heute noch beide Eltern, und nur gut vier Prozent haben keine Eltern mehr (im Gegensatz zu über vierzig Prozent hundert Jahre früher). Der Verlust des letzten Elternteils erfolgt heute primär zwischen dem 45. und 60. Lebensjahr. Damit gehört die Beziehung zwischen (erwachsenen) Kindern und Eltern heute zu den langfristigen Generationenbeziehungen, die oft durchaus positiv erlebt und gestaltet werden. Das Alter der (erwachsenen) Kinder beim Tod der Eltern variiert sachgemäss individuell, je nach Gesundheit der Eltern, aber auch je nach intergenerationellen Altersabständen. Späte Elternschaft führt früher zu Elternlosigkeit als frühe Elternschaft. Ebenso ist die gemeinsame Lebensspanne für Erstgeborene länger als für später geborene Kinder.

Historisch neu ist auch die Tatsache, dass mehr erwachsene Kinder das allmähliche Altern der eigenen Eltern erleben, wobei das Altern der eigenen Eltern ein durchaus ambivalent erlebtes Normalereignis darstellen kann: Das Altern der Eltern ist einerseits ein Ereignis, das sich der Kontrolle und Verantwortlichkeit der inzwischen erwachsen gewordenen Töchter und Söhne entzieht. Andererseits erzeugt es aber eine hohe direkte wie indirekte persönliche Betroffenheit, weil damit das eigene Altern sozusagen vorgezeichnet wird. Das Altern der Eltern ist für die nachkommende Generation sozusagen der Schatten der eigenen Zukunft, und zwar im positiven wie im negativen Sinne. Ein geglücktes (und glückliches) Altern der eigenen Eltern stärkt die Hoffnungen auf ein gleichermassen erfolgreiches Altern. Ein unglückliches oder durch körperlich-geistige Pflegebedürftigkeit beschwertes Altern von Mutter oder Vater kann entsprechende Ängste vor dem eigenen Alter hervorrufen, aber auch den Wunsch und das Bestreben, sein eigenes Alter anders vorzubereiten und zu gestalten, als dies bei den eigenen Eltern beobachtet wurde. Auch der Tod der Eltern ist ein häufiges kritisches Lebensereignis des mittleren Lebensalters: „Zu den am negativsten erlebten Transitionen gehören der Tod des Vaters respektive der Mutter und die erlebte Pflegebedürftigkeit der Eltern. Interessanterweise sind die Antizipationen dieser Transitionen weniger negativ als das tatsächliche Erleben derselben. Der Tod der eigenen Eltern ist dementsprechend ein ‚kritisches Lebensereignis‘, welches gesellschaftlich zwar wenig thematisiert wird, jedoch viele der befragten Frauen und Männer mittleren Alters stark und für längere Zeit betrifft und bewegt.“

Ökonomisch betrachtet führt die Ausweitung der intergenerationellen Lebensspanne zu einer Verlangsamung der intergenerationellen Vermögenstransfers, und entsprechend der steigenden Lebenserwartung erfolgen Erbschaften später. Ging 1980 noch fast die Hälfte der Erbschaften an Personen unter 50 Jahren, so sind es heute nur noch rund ein Drittel. Eine 2004 durchgeführte Erhebung lässt erkennen, dass das Alter beim Erhalt einer Erbschaft in fast zwei Fünftel (37%) der Fälle bei über 54 Jahren liegt. Erbschaften dienen auf diese Weise immer weniger dem Aufbau einer eigenen Existenz oder zur Familiengründung, sondern immer mehr zur weiteren Absicherung der Altersversorgung. Erbschaften werden zunehmend mehr eine - sozial selektiv ausgezahlte - vierte Säule der Alterssicherung.

Gemeinsame Lebensspanne Enkelkinder-Grosseltern

Auch die gemeinsame Lebensspanne von Grosseltern und Enkelkinder hat sich ausgeweitet. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts war von vier biologischen Grosseltern kurz nach der Geburt eines Kindes durchschnittlich nur noch die Hälfte vorhanden, und zwischen dem 10. und 15. Lebensjahr der Enkelkinder sank ihre Zahl auf unter eine Person. Mehr als ein Fünftel der 10-jährigen Kinder hatte damals schon alle Grosseltern verloren, und im Teenager-Alter (15-jährig) hatte nahezu die Hälfte keine Grosseltern mehr. Zu Beginn des 21. Jahrhunderts hat sich die Situation grundlegend geändert: Bis zum Alter von 10 Jahren leben durchschnittlich gut drei von vier biologischen Grosseltern. Nur wenige zehnjährige Kinder haben schon alle Grosseltern verloren, wie auch deutsche Analysen verdeutlichen. Einzig die heute hohen Geburtenabstände - als Folge einer spät einsetzenden Familiengründung - führen als Gegentrend dazu, dass sich nicht noch höhere Werte gemeinsamer Lebensspanne ergeben.

Zur Entwicklung der gemeinsamen Lebensspanne mit Grosseltern 1900 - 2000

	Anteil ohne überlebende Grosseltern	
	1900	2000
Enkelkinder im Alter von:		
- Bei Geburt	4%	0%
- 5 Jahren	9%	0%
- 10 Jahren	23%	1%
- 15 Jahren	46%	2%
- 20 Jahren	73%	8%
- 25 Jahren	91%	27%
- 30 Jahren	99%	61%
- 35 Jahren	100%	90%
- 40 Jahren	100%	99%
- 45 Jahren	100%	100%

Quelle: Berechnungen von Philippe Wanner (Universität Genf) auf der Grundlage demografischer Querschnittsdaten von Überlebensordnung und Geburtenabständen

Kinder und Teenager vermögen heute - im Gegensatz zu früher - mehrheitlich von oft aktiven und gesunden Grosseltern zu profitieren. Zumindest das sozio-demografische Potenzial für intergenerative Beziehungen ist während der gesamten Kindheit und Adoleszenz intakt. Der Preis der längeren gemeinsamen Lebensspanne von Enkelkindern und Grosseltern ist allerdings eine deutlich höhere Wahrscheinlichkeit, Tod und Begräbnis von Grosseltern bewusst zu erleben. Der Tod einer Grossmutter und vor allem eines Grossvaters ist ein Ereignis, das im Kinder- und Jugendalter häufig auftritt. So haben gemäss einer 2004 durchgeführten schweizerischen Enkelkind-Erhebung gut drei Viertel der 12-16-Jährigen zumindest schon den Tod eines Grosselternanteils erfahren. Der Tod betagter Grosseltern ist heute oft die erste familiäre Sterbe- und Todeserfahrung, die junge Menschen in heutigen Gesellschaften bewusst erleben, und eine Studie bei 10- bis 18-jährigen Kindern und Jugendlichen in Nordrhein-Westfalen liess erkennen, dass der Tod eines Grosselternanteils von vielen Kindern und Jugendlichen tatsächlich als eines der zentralen kritischen Lebensereignisse ihres bisherigen Lebens angeführt wird.

Erwartungsgemäss haben die befragten Enkelkinder häufiger überlebende Grossmütter als Grossväter, da Frauen häufig länger leben als Männer und sie gleichzeitig bei der Familiengründung zumeist jünger sind als ihr Partner. Die Kumulation von geschlechtsspezifischen Differenzen der intergenerationellen Altersabstände trägt dazu bei, dass zudem die Grosseltern mütterlicherseits etwas häufiger vorhanden sind als die Grosseltern väterlicherseits: 79% der 12-16-jährigen schweizerischen Enkelkinder haben noch eine Grossmutter mütterlicherseits, und 73% haben eine Grossmutter väterlicherseits. Grossväter ihrerseits sind häufiger schon verstorben. Dies gilt speziell für den Vater des Vaters, der zur Hälfte schon verstorben ist.

Vor allem während der Jugendzeit der Enkelkinder erhöht sich das Sterberisiko der Grosseltern rasch, und bis zum Alter von 20 Jahren sinkt die Zahl überlebender Grosseltern auf durchschnittlich unter zwei Personen. Allerdings haben auch in diesem Alter erst weniger als zehn Prozent keine überlebenden Grosseltern mehr. Das vollständige Wegsterben der Grosselterngeneration erleben Enkelkinder primär nach ihrer Volljährigkeit, und im 25. Lebensjahr ist durchschnittlich nur noch ein Grosselternanteil vorhanden (zumeist eine Grossmutter).

Migration und Generationenbeziehungen

Aufgrund starker Einwanderung junger Menschen und höheren Geburtenraten ausländischer Frauen sind viele Kinder ausländischer Herkunft. Im Jahr 2004 war – auch aufgrund geringer Einbürgerungsquoten – mehr als ein Viertel der Neugeborenen (26.5%) ausländischer Nationalität, wovon 82% aus europäischen Ländern stammten. Dazu kamen weitere 17.5% der neugeborenen Kinder, wo entweder Mutter oder Vater eine nicht-schweizerische Staatsangehörigkeit besaßen.

Mehr als zwei Fünftel (44%) der Generationenerneuerung der Schweiz weist somit einen Migrationshintergrund auf (ausländische Nationalität oder binationale Ehe). In städtischen Regionen sind die entsprechenden Werte noch höher, und eine Repräsentativerhebung bei Erstklasssschüler der Stadt Zürich zeigte, dass rund 57% der wichtigsten Erziehungspersonen (d.h. in der Regel der Mütter) nicht in der Schweiz geboren sind und im Laufe ihres Lebens in die Schweiz einwanderten. Sie repräsentieren rund 80 Länder und Kulturgemeinschaften. Nicht weniger der in der Schweiz wohnhaften ausländischen Kinder kamen zudem ausserhalb der Schweiz zur Welt, und sie erfuhren während ihrer Kindheit einen grenzüberschreitenden Wohnortswechsel. So lässt eine Studie erkennen, dass gut 15% der im Jahr 2000 in der Schweiz wohnhaften 13-jährigen Kinder eine internationale Migration erlebt haben; ein für Kinder oft einschneidendes Lebensereignis.

Durch die internationale Migration erfahren Jugendliche ausländischer Herkunft oftmals eine ausgeprägte räumliche Trennung von Angehörigen, indem namentlich die Grosselterngeneration zumeist im Herkunftsland verbleibt. Auch eine Rückkehrorientierung und teilweise jahrelange Rückkehrillusionen der Elterngeneration beeinflussen Aufwachsen und Familiendiskurse in Migrationsfamilien. Getrennte Generationen, Rückkehrorientierung der Eltern und andere Sozialisationsbedingungen der zweiten Migrationsgeneration führen dazu, dass Jugendliche ausländischer Herkunft oft nicht auf sozial und intergenerationell vermittelte biographische Lebensentwürfe zurückgreifen können. Sie übernehmen deshalb intergenerationell oft die Rolle von sozialen Pionieren, die sich auf Orte im sozialen Raum zu bewegen, die in ihrer Familie vor ihnen noch niemand erreicht hat.

Ein Migrationshintergrund (durch Einwanderung oder durch ausländische bzw. binationale Eltern) hat deshalb für die Generationenbeziehungen der jüngeren Generation verschiedene soziale und psychologische Konsequenzen:

- a) Kinder von Migranten stehen häufig im Spannungsfeld zwischen verschiedenen Modellen familialer und sozialer Generationenbeziehungen. Dies gilt vor allem für Migrantenkinder, deren Eltern aus ruralen Gebieten stammen, in denen patriarchal organisierte Clan- und Sippenstrukturen eine grosse Bedeutung einnehmen. In diesen Fällen können Sippennormen und starke intergenerationelle Verpflichtungen von Jung zu Alt in Konflikt mit dem in der Schweiz gepflegten Modell der relativen sozio-kulturellen Unabhängigkeit der Generationen geraten. Manche Familien ausländischer Herkunft stammen aus Gesellschaften ohne ausgebautes sozialstaatliches System der Alterssicherung und Alterspflege. Sozialleistungen werden im Herkunftskontext überwiegend zwischen familialen Generationen erbracht, was in solchen Familien vielfach zu ausgeprägten Hilfe- und Unterstützungserwartungen namentlich an Töchter und Schwiegertöchter führt.
- b) Migrationsentscheide sind häufig familial und intergenerationell getroffene Entscheide, und eine Generation übernimmt durch Migration ‚grosse Opfer‘ zugunsten der nachkommenden Generation. Dadurch ergeben sich vielfach hohe Erwartungen zur intergenerationellen Mobilität der nachkommenden Generation. Internationale Migration ist sozusagen eine intergenerationelle Strategie sozialer Mobilität, und die Migrationsziele lassen sich häufig nur im Generationenzusammenhang realisieren, etwa durch den Ausbau eines Familienbetriebs oder durch intergenerationelles Wohnen im gemeinsam gebauten Wohnhaus usw. Intergenerationelle Verpflichtungen tragen daneben oft zu massiven finanziellen Unterstützungsleistungen an im Herkunftsland verbliebene Verwandte bei.
- c) Da die ältere Generation (Eltern der Migranten oder Grosseltern der zweiten Ausländergeneration) häufig im Herkunftsland verbleibt, sind Migrationsfamilien durch räumlich getrennte Generationenbeziehungen gekennzeichnet. So zeigte eine 2004 durchgeführte Befragung urbaner

12-16-Jähriger, dass fast zwei Fünftel (37%) der Grosseltern im Ausland leben, was häufig zu unrealisierten Generationenbeziehungen führt. Nicht unerwartet wünschen sich 58% der 12-16-jährigen Migrationskinder mehr Kontakte zu ihren ausländischen Grosseltern. Intergenerationelle Spannungen können sich zudem durch permanente Rückkehrwünsche der Elterngeneration ergeben; Rückkehrwünsche, die von der jüngeren Generation häufig nicht geteilt werden. Teilweise wird allerdings eine Rückkehr durch Verpflichtungen zur Pflege alt gewordener Eltern erzwungen, da ein Familiennachzug alter Eltern häufig auf rechtliche oder praktische Probleme stösst. Für heranwachsende Enkelkinder bieten im Ausland lebende Grosseltern umgekehrt die Chance für längere Auslandsreisen und verstärkte interkulturelle Kontakte (wobei dies – je nach sozialen Ressourcen der Grosseltern – sehr unterschiedliche Formen annehmen kann).

Interkulturelle Migration vermag die intergenerationellen Beziehungen und Verpflichtungen in teilweise gegensätzlicher Weise zu beeinflussen: Migration führt einerseits zu einer – auch räumlich gegebenen – Loslösung von der Herkunftsfamilie, andererseits aber auch zur Stärkung intergenerationeller Beziehungen und Verpflichtungen, da Migration und die dabei angestrebte soziale Mobilität oft familial organisiert und eingebettet ist. Häufig ergibt sich dadurch ein verstärktes Spannungsfeld zwischen Individualisierung aufgrund von Migration und der Bedeutung familialer Netzwerke in einer fremden Gesellschaft. Deshalb lässt sich bei jungen Migranten eine doppelte Relevanz der Generationenzugehörigkeit feststellen: Einerseits wirkt sich die Zugehörigkeit zur ersten oder zweiten Einwanderergeneration auf ihre Lebenslage aus, und andererseits stehen junge Menschen aus Migrationsfamilien im Spannungsfeld von Familiengenerationen mit unterschiedlichen Sozialisierungserfahrungen. Konflikte in der Beziehung zwischen Eltern und Kindern ausländischer Herkunft – sofern vorhanden – sind allerdings nicht – wie in öffentlichen Diskursen häufig vermutet wird – auf einen Konflikt zwischen zwei Kulturen zurückzuführen, sondern sie widerspiegeln in erster Linie milieuspezifische Distanzen in Folge von räumlich-sozialer Mobilität. Auch zwei im Rahmen des NFP 52 durchgeführte Forschungsprojekte relativieren bzw. widerlegen übliche Vorstellungen zu migrationsbedingten intergenerationellen Konflikten zwischen Eltern und ihren Kindern. Eine in Genf bei 36 Migrantenfamilien durchgeführte qualitative Studie zu den Auswirkungen des Schuleintritts des ältesten Kindes auf die familialen Strukturen zeigt zwar, dass der Schuleintritt – und die damit zwangsläufig erfolgende Konfrontation mit Regeln und Normen der Immigrationsgesellschaft – eine starke Herausforderung darstellt, die aber in den meisten Fällen aktiv und positiv bewältigt wird. Entsprechend finden sich in dieser Studie wenig Hinweise auf massive intergenerationelle Konflikte in Migrationsfamilien zwischen Eltern und ihren schulreifen Kindern, auch wenn in einigen Migrationsfamilien von Dissonanzen zwischen familialen und schulischen Regeln und Normen berichtet wird. In die gleiche Richtung weisen die Ergebnisse einer weiteren NFP 52-Studie, in der portugiesische und serbo-kroatische Familien in der Schweiz untersucht wurden. Zwar gewichten die Eltern in diesen Migrationsfamilien stärker als Schweizer Eltern gemeinschaftliche familiale Werte, aber diese Werte sind meistens mit einer hohen Betonung von Leistungswerten verbunden, wodurch familiale Kontinuität (Wahrung der kulturellen Tradition aus dem Herkunftskontext) und leistungsorientierte Akkulturation der nachkommenden Generation in den Einwanderungskontext als durchaus vereinbar wahrgenommen werden. Aus Sicht der 16-20-jährigen Jugendlichen aus portugiesischen und serbo-kroatischen Familien wird das Verhältnis zu den Eltern mehrheitlich als positiv eingestuft, auch wenn – vor allem bei tiefer Bildung der Eltern – durchaus Unterschiede der Werthaltungen wahrgenommen werden. Eigentliche intergenerationelle Konflikte ergeben sich in Migrationsfamilien primär bei einer dissonanten Akkulturation (geringe Sprachkompetenzen der Eltern bezüglich der Sprache im Einwanderungskontext, gekoppelt mit geringen Kenntnissen der Kinder über die Sprache ihres Herkunftskontexts). Wie in schweizerischen Familien ist auch bei Migrationsfamilien der Bildungshintergrund der Eltern ein entscheidender Faktor für den Schulerfolg der Kinder.

Mittleres Lebensalter: Älterwerden der eigenen Kinder und der eigenen Eltern

Unverkennbar ist für eine Mehrheit von Frauen und Männern mittleren Alters eine gleichzeitige Inanspruchnahme durch die jüngeren Generationen (Kinder, Enkelkinder) und durch die ältere Generation (betagte Eltern und Schwiegereltern). Im mittleren Lebensalter ergeben sich damit oft intergenerationelle Beziehungen und Hilfeleistungen in beide Richtungen – nach unten (etwa in Form von Enkelkindbetreuung) und nach oben (etwa Hilfeleistungen an alte Eltern). Deshalb wird die mittlere Generation oft auch als *Sandwich-Generation* oder als *Scharniergeneration* bezeichnet. Gleichzeitig geht es im mittleren Lebensalter um zentrale lebenszyklische Ablösungs- und Loslösungsprozesse; sei es, dass Ablösung und Wegzug der Kinder akzeptiert werden müssen; sei es, dass das Absterben der Elterngeneration zu bewältigen ist.

Auch nach erfolgter Familiengründung ihrer Kinder unterstützen viele Frauen und Männer im mittleren Lebensalter diese in erheblichem Masse durch die Betreuung der Enkelkinder. Dies trifft insbesondere für Frauen im Alter zwischen 55 und 64 Jahren zu. Trotz Ausbau institutioneller Betreuungsangebote in den letzten Jahren hat die Bedeutung der Grosseltern für die Kinderbetreuung nicht abgenommen. Insbesondere bei einem Betreuungsbedarf von mehr als einem Tag pro Woche sprangen im Jahr 2005 in 43% der Familien mit Kindern die Verwandten ein, gegenüber 36% im Jahr 2001. Der Gesamtumfang an unbezahlter Kleinkindbetreuung durch über 50-jährige Personen (zumeist Grosseltern) kann für das Jahr 2004 auf gut 99.6 Millionen Stunden pro Jahr geschätzt werden. Dies entspricht selbst bei konservativer Umrechnung einer jährlichen Arbeitsleistung im Wert von mehr als 2 Mrd. Franken. Davon übernehmen Grossmütter knapp 79 Millionen Stunden pro Jahr oder fast vier Fünftel der gesamten Enkelbetreuungszeit.

Neben der Neudefinition der Rolle als Eltern – und der Gestaltung ihrer Rolle als Grosseltern – sind Leute mittleren Alters häufig auch mit der Neudefinition ihrer Rolle als erwachsene Kinder alternder Eltern konfrontiert. Die längere gemeinsame Lebensspanne von Kindern und Eltern impliziert zum einen die Chance einer Verlängerung von zumeist positiven sozialen Beziehungen. Zum andern impliziert dies auch die Konfrontation mit dem Altern der Eltern, ihrer zunehmenden funktionellen Abhängigkeit oder Pflegebedürftigkeit, und schlussendlich muss auch der Tod der Eltern bewältigt werden. Gemäss Ergebnissen einer Schweizer Untersuchung hat rund ein Drittel aller Personen zwischen 40 und 55 mindestens einen hilfs- oder pflegebedürftigen Elternteil. Aber auch der Tod der Eltern gehört zu den typischen biographischen Transitionen dieser Lebensphase. Das „Verwaisen“ – einst ein verbreitetes Schicksal von Kindern – ist heute zu einem Ereignis geworden, dass viele Frauen und Männer erst im mittleren Lebensalter erfahren.

Die Prozesse des Älterwerdens und Sterbens der Eltern beinhalten für viele Frauen und Männer im mittleren Lebensalter auch eine Antizipation des eigenen Alterns, eine Tatsache mit multiplen psychischen Konsequenzen. Verlauf und Qualität des Alterns und des Sterbens der Eltern geben Anlass zu Hoffnungen oder zu Ängsten und Sorgen zum eigenen Altern. Pflegebedürftigkeit und Tod alter Eltern werden in den meisten Fällen als negative Transitionen antizipiert und erlebt. Sie gehören zu den biographischen Übergängen des mittleren Lebensalters mit den negativsten emotionalen Wertigkeiten (wobei die faktische Erfahrung negativer eingestuft wird als ihre Antizipation. In den letzten Jahren hat auch die Doppelbelastung zwischen Erwerbstätigkeit von Frauen mittleren Alters und Pflege betagter Eltern an Bedeutung gewonnen. Konflikte zwischen familialen Generationen können sich ergeben, wenn Pflege betagter Eltern und Berufstätigkeit zusammenfallen. Namentlich bei steigender Berufsorientierung jüngerer Frauengenerationen können Vereinbarkeitskonflikte zwischen Berufstätigkeit und familialer Pflege gesellschaftspolitisch bedeutsam werden. Gegenwärtig nimmt in der Schweiz die Wahrscheinlichkeit einer (potenziellen) Doppelbürde nach dem 40. Lebensjahr zu, und sie ist am höchsten für die Altersgruppe zwischen 50 und 54 Jahren. Ein altersbedingter Hilfebedarf alter Eltern, gepaart mit mehr oder weniger expliziten Erwartungen, dass ihre Kinder sie in dieser Situation unterstützen, verändert die Eltern-Kind-Beziehung grundsätzlich. Schon das Bewusstwerden, dass die eigenen Eltern nicht ewig leben, gepaart mit der Erfahrung, dass sie alt, gebrechlich und abhängig werden, löst bei erwachsenen Kindern eine Vielfalt von Gefühlen aus. Selbst wenn es hier grosse

individuelle Unterschiede gibt, so findet doch bei den meisten Personen ein Umdenken hinsichtlich der bislang innegehabten Rollen statt. In der Entwicklungspsychologie spricht man in diesem Zusammenhang vom dritten Trennungs-Individuations-Prozess (der erste findet im Kleinkindalter, der zweite mit dem Auszug aus dem Elternhaus statt).

Entsprechende Untersuchungen weisen darauf hin, dass bei Personen im mittleren Lebensalter viel Ambivalenz im Spiel ist, wenn sie zum Verhältnis zu ihren alten und hilfsbedürftigen Eltern befragt werden. Autonomie und Abhängigkeit sind Themen, die von beiden Seiten geltend gemacht werden; Themen, mit denen man bislang in dieser Form noch kaum Erfahrungen gemacht hat und welche befremdend wirken. Denn auch seitens der Eltern ergeben sich ambivalente Gefühle: Sie hatten früher die familiäre Autorität inne. Sie haben ihre Kinder grossgezogen, haben aus kleinen hilflosen Wesen eigenständige Persönlichkeiten gemacht, und nun sind sie selber hilflos und wissen nicht recht, wie sie mit dieser neuen Abhängigkeit umgehen sollen. In einer Gesellschaft, in der Autonomie und Selbstbestimmung einen hohen Stellenwert aufweisen, bedeutet abhängig und bedürftig sein etwas Bedrohliches und höchst Unerwünschtes. Je nachdem, wie die frühere Eltern-Kind-Beziehung war, resultieren daraus entweder Gefühle von Hoffnung und Erwartung auf ein „Return-of-Investment“, ein resignatives „Nichts-erwarten-Dürfen“ oder aber das Beharren auf das Recht auf Betreuung durch die erwachsenen Kinder.

Seitens der erwachsenen Kinder, die früher die „Abhängigen“ waren, sind die Gefühle nicht weniger ambivalent: Gefühle von Verpflichtung, des Helfenwollens, aber auch Überlegungen zur Rolle der anderen Familienangehörigen, insbesondere der Geschwister, sowie Gedanken zur eigenen Autonomie stehen zueinander in Konkurrenz. Typisch für die Haltung erwachsener Kinder im Hinblick auf die Unterstützung ihrer alternden Eltern ist, dass sie umso weniger das Ideal einer familialen Versorgung befürworten, je älter die Eltern sind. Je näher sie zum „Ernstfall“ kommen, desto mehr schwinden idealistische Vorstellungen. Bei jüngeren Menschen findet sich erstaunlicherweise eine deutlich stärkere Bejahung der Norm der Familienpflege. Die Erklärung ist einfach: Da diese Einstellung keine direkte Konsequenz für das eigene Tun nach sich zieht, sondern sich generell „an andere“ richtet, prüft man sie folglich nicht kritisch. Je näher die Möglichkeit dieses Ereignisses rückt, desto differenzierter und kritischer sieht man ihr entgegen. Nicht selten stehen hohe familiäre und gesellschaftliche Erwartungen in Widerspruch zu den tatsächlichen Möglichkeiten. Da konkrete familiäre intergenerationelle Hilfe und Pflege weiterhin eine stark weiblich definierte Aufgabe ist, sind von solchen Herausforderungen vor allem Frauen betroffen.

Vorhandensein von Kinder und Enkelkinder bei über 59-jährigen Personen in der deutschsprachigen Schweiz 2003 und 2008

		Zuhause lebende 60+-jährige Befragte nach Alter:					HeimbewohnerInnen	
		Alter:	60-64	65-69	70-74	75-79	80+	
Haben Kind(er)	2003		82%	87%	89%	89%	84%	68%
	2008		72%	81%	84%	87%	84%	78%
Haben Enkelkind(er)	2003		56%	71%	78%	79%	79%	59%
	2008		48%	64%	77%	79%	78%	75%

Quelle: Age-Wohnumfragen 2003 und 2008 (eigene Auswertungen).

Grosselternschaft

Für Frauen und Männer eröffnet die Geburt von Enkelkindern immer eine doppelte familiäre Perspektive: Enkelkinder bedeuten einerseits eine Weiterführung der familialen Generationenfolge, und damit sind Enkelkinder zentrale Elemente der Zukunft der eigenen Familie im weiteren Sinne. Andererseits beinhaltet der Umgang mit Enkelkindern für die ältere Generation aber einen wichtigen Anknüpfungspunkt an frühere Familienphasen, und Grosselternschaft erlaubt durch den Kontakt mit den Enkelkindern, an frühere Erfahrungen (Kindheit, eigene Elternschaft) anzuknüpfen. Idealerweise bietet dies auch die Möglichkeit, sich durch Engagement zugunsten der jüngsten Generation selbst sozial und familial zu verjüngen. Oder wie es eine 69-jährige Grossmutter formulierte: „Grossmütter und Enkelkinder haben, wenn sie beisammen sind, immer das gleiche Alter! Das heisst Grossmütter passen sich immer dem Alter der Enkelkinder an.“

Subjektiv wird Grosselternschaft zumeist hoch und positiv bewertet. In der 2004 durchgeführte Erhebung bei Schweizern Grosseltern zeigte sich eine überaus starke allgemeine positive Bewertung von Grosselternschaft, und die Beziehung zum – vorher befragten – Enkelkind wurde zu 63% als sehr wichtig und zu 34% als wichtig eingestuft. Die frühere Feststellung, dass Grossväter eine weniger enge Bindung zu Enkeln aufweisen als Grossmütter, konnte nicht mehr bestätigt werden.

Die konkrete Gestaltung der Beziehung variiert stärker, und neben pflichtorientierten und engagierten Grosseltern gibt es auch ambivalente und distanzierte Grosseltern. Bedeutsame Einflussfaktoren für das Verhalten der Grosseltern sind etwa das Verhältnis zur Elterngeneration, die Wohnortsdistanz sowie die Gesundheit der Grosseltern, ihre Lebensform und ihre familialen Werthaltungen.

Enkelkindbetreuung – im europäischen Vergleich 2004

	Enkelkind-Betreuung angeführt (caring for grandchildren)			
	Insgesamt	Männer: 50+	Frauen: 50+	Nur Grossmütter *
Dänemark	31%	40%	58%	
Deutschland	21%	25%	47%	
Griechenland	19%	26%	45%	
Frankreich	29%	35%	52%	
Italien	19%	26%	48%	
Niederlanden	32%	35%	62%	
Österreich	25%	27%	44%	
Schweden	25%	35%	53%	
Schweiz	17%	22%	43%	
Spanien	21%	27%	45%	

*: %-Grossmütter, die in den letzten 12 Monaten hie und da oder regelmässig ihre Enkelkinder betreut haben

Quelle: Hank, Erlinghagen 2005: Tabl. 5A18

Da Enkelkinder die Zukunft der eigenen Familie bedeuten, lässt sich postulieren, dass Grosseltern stärker am Wohlergehen der Nachkommen interessiert sind als etwa die Enkelkinder am Wohlergehen vergangener Generationen. Deshalb verlaufen Unterstützungsleistungen stärker von ‚oben nach unten‘ als von ‚unten nach oben‘ verlaufen. Während 78% der befragten Grosseltern beispielsweise finanzielle Solidarität (finanzielle Hilfe im Notfall) als wichtige grosselterliche

Rollenerwartung wahrnahmen, wurde diese Rollenerwartung nur von 29% der befragten 12-16-jährigen Enkelkinder geteilt.

Die oft angeführte Bedeutung der Grosseltern als Betreuungspersonen von Enkelkindern ist primär eine Hilfestellung zugunsten der eigenen Kindern (die durch die Betreuung der Enkelkinder entlastet werden). Gleichzeitig erlaubt dies den Grosseltern sowohl den Aufbau einer persönlichen Beziehung zu Enkelkindern als auch eine – temporäre – Anknüpfung an frühere Lebens- und Familienphasen. Idealerweise sind moderne Grosseltern gegenüber ihren Enkelkindern stark engagiert, ohne sich allzu stark in ihre Erziehung einzumischen.

Angesichts häufiger familial-beruflicher Unvereinbarkeiten bei jungen Familien nehmen moderne Grosseltern – und namentlich Grossmütter – bei der Kleinkindbetreuung weiterhin eine bedeutsame und oft unersetzliche Stellung ein. Am stärksten engagiert sind Grossmütter mütterlicherseits, was der matrilinearen Gestaltung familialer Generationenbeziehungen entspricht. Bedeutsame Unterstützungsleistungen übernehmen Grosseltern auch während familialen Krisen, wie etwa nach einer Scheidung der Elterngeneration. Die Enkelkindbetreuung durch Grosseltern – und namentlich Grossmütter – beinhaltet einen wesentlichen Transfer unbezahlter Arbeitsleistungen von der älteren Generation zur jüngeren Generation.

Ein frühes Engagement der Grosseltern zeitigt eine nachhaltige Wirkung, da damit die spätere Beziehung zu Enkelkindern positiv beeinflusst wird: Grosseltern, die sich schon bei der Kleinkindbetreuung engagiert haben, haben später auch zu heranwachsenden Enkelkindern mehr Kontakte.

Während im Kleinkindalter der Enkel die grosselterlichen Betreuungsaufgaben im Vordergrund stehen, verändern sich die Beziehungen mit dem Heranwachsen der Enkelkinder (und dem gleichzeitigen Altern der Grosseltern) zwangsläufig. Mit zunehmendem Alter der Enkel bekommen eigenständige Kontakte und elternunabhängige gemeinsame Aktivitäten der Enkel und Grosseltern einen grösseren Stellenwert. In Genf durchgeführte qualitative Tiefeninterviews bei Enkelkind-Grosseltern-Paaren verdeutlichen, dass mit dem Heranwachsen des Enkelkinds die Beziehung teilweise neu zu gestalten ist. Ein zentraler Wandel ist die Erwartung heranwachsender Enkelkinder von ihren Grosseltern nicht mehr als ‚Kind‘ behandelt zu werden. Dies erfordert von Grosseltern Verhaltensmodifikationen; beispielsweise auf bisherige Kinderspiele zu verzichten und dafür die Meinung des heranwachsenden Enkelkinds ernst zu nehmen. Das Heranwachsen der Enkelkinder erfordert die Entwicklung einer grosselterlichen Reife („grandparental-maturity“), die einschliesst, dass sich Grosseltern und Enkelkinder beidseitig als Erwachsene ernst zu nehmen beginnen.

Die Beziehung zu Grosseltern – die Perspektive der Enkelkinder

Für die Enkelkinder können – ausgewählte - Grosseltern bedeutsame familiale Bezugspersonen sein, zu denen schon früh eine positive Beziehung aufgebaut werden kann. Gleichzeitig sind Grosseltern aber auch Vertreter bzw. Vertreterinnen älterer Generationen, und sie können über interessantes Wissen zur Familientradition verfügen, oder sie können über – von den Eltern verheimlichte oder beschönigte – Kindheits- und Jugendsünden von Vater und Mutter erzählen.

Die Häufigkeit persönlicher Kontakte ist eng mit der geographischen Nähe der Generationen verbunden. Je geringer die Wohndistanz zwischen Enkelkindern und Grosseltern, desto häufiger sind persönliche Kontakte. Mit dem Älterwerden der Enkelkinder kann geographische Distanz für persönliche Besuche bis zu einem gewissen Grad durch private und öffentliche Verkehrsmittel überwunden werden, ebenso wie heutige Grosseltern mobil geworden sind. Trotzdem sind und bleiben die persönlichen intergenerationellen Kontakte auch von Teenager eindeutig mit der geographischen Distanz zu den jeweiligen Grosseltern assoziiert. Wenn die Grosseltern im Ausland leben – und dies etwa in der Schweiz bei 37% aller Grosseltern der Fall - reduziert sich die persönliche Kontakthäufigkeit häufig auf zwei bis drei Begegnungen pro Jahr oder seltener. Die telefonischen Kontakte – via Fixtelefon oder Mobiltelefon – sind dagegen nicht oder höchstens mit der Wohnortsdistanz assoziiert, und bei Grosseltern im Ausland werden fehlende persönliche

Kontakte teilweise durch regelmässige telefonische Kontakte kompensiert. Distanzunabhängig sind auch elektronische Kontakte (wie E-mail-Kontakte). Mit den modernen Kommunikationsformen entstanden grenzüberschreitende Kontaktmöglichkeiten, die zur Stärkung der intergenerationellen Beziehungen benützt werden. Gleichzeitig können diese Kontaktformen – im Gegensatz zu persönlichen Besuchen – von heranwachsenden Enkelkindern auch ohne Wissen der Eltern initiiert werden.

Die intergenerationelle Kontakthäufigkeit wird – zusätzlich zur Wohnortsdistanz – auch durch die Verwandtschaftslinie beeinflusst, und vor allem persönliche und telefonische Kontakte sind mit den Grosseitern mütterlicherseits signifikant häufiger als mit den Grosseitern väterlicherseits. Das (chronologische) Alter der Grosseitern ist für die persönliche und telefonische Kontakthäufigkeit irrelevant. Elektronische Kontaktformen (Austausch von SMS oder E-mails) erweisen sich hingegen negativ mit dem Alter bzw. ihrer Kohortenzugehörigkeit, assoziiert: Jüngere Grosseitern, die neueren Generationen angehören, verwenden häufiger moderne Kontaktformen, und für diese Grosseiterngeneration sind Enkelkinder eine wichtige Bezugsgruppe, um sich mit neuesten Informations- und Kommunikationstechnologien vertraut zu machen. Wichtiger als das (chronologische) Alter erwies sich in der Schweizer Enkelkinderhebung dagegen der wahrgenommene Gesundheitszustand der Grosseitern: Je besser der wahrgenommene Gesundheitszustand der Grosseitern, desto häufiger sind die Kontakte persönlicher wie telefonischer Art, und gesund wahrgenommene Grosseitern wurden auch deutlich positiver eingeschätzt als krank eingeschätzte Grosseitern. Es deutet sich damit an, dass aktive intergenerationelle Kontakte namentlich mit heranwachsenden Enkelkindern eine relativ hohe körperliche und psychische Gesundheit voraussetzen, und die allgemein verbesserte gesundheitliche Lage älterer Menschen von heute ist sicherlich ein bedeutsamer Erklärungsfaktor für verbesserte Grosseitern-Enkelkind-Beziehungen in heutigen Gesellschaften.

Heranwachsende Enkelkinder treffen ihre Grosseitern zudem zumeist in schul- und stressfreien Zeiten, und sie begegnen dabei älteren Menschen, die im Gegensatz zu den Eltern nicht beruflich eingespannt und angespannt sind. Dies führt zur Betonung einer ferien- und freizeitorientierten Grosseiternschaft. Wie die Kontakte ist auch Häufigkeit gemeinsamer Aktivitäten stark mit Wohnortsnähe und guter Gesundheit der Grosseitern positiv assoziiert, und aktive post-moderne Grosseiternschaft steht in engem Zusammenhang mit der Entwicklung eines gesunden Alters.

In der Schweizer Enkelkinderbefragung wurde die Beziehung zu den meisten Grosseitern als bedeutsam eingestuft. Nur zu 13% der angeführten Grosseitern wurde die Beziehung als eher unwichtig oder überhaupt nicht wichtig eingeschätzt. Die befragten 658 12-16-jährigen Enkelkinder stuften ihre Grosseitern mehrheitlich als grosszügig, liebevoll und gesellig ein. Sie werden gleichzeitig vielfach auch als humorvoll und tolerant eingeschätzt. Nur eine Minderheit der Grosseitern wurde von ihren Enkelkindern als streng, ungeduldig oder geizig erachtet. Auch der Begriff 'altmodisch' gilt nach Ansicht der befragten Enkelkinder nur für eine Minderheit heutiger Grosseitern. Es zeigt sich somit ein durchaus positives Eigenschaftsprofil heutiger Grosseitern, und dies selbst aus der Sicht oft kritischer Heranwachsender.

Wird die Verteilung der intergenerationalen Beziehungsqualität insgesamt untersucht, lässt sich festhalten, dass aus Sicht der befragten 12-16-jährigen Enkelkinder zu fast einem Fünftel (18%) der Grosseitern ausgesprochen enge und intensive Beziehungen bestehen. Umgekehrt besteht zu etwas mehr als einem Fünftel der Grosseitern (23%) eine eher distanzierte Beziehung (mit wenig Kontakten, wenig gemeinsamen Aktivitäten und geringer Bedeutung der Beziehung). Die übrigen drei Fünftel der Beziehungen bewegen sich zwischen den beiden Polen, wobei namentlich bei Grosseitern, die im Ausland leben, häufig ein ‚unrealisiertes Generationenpotenzial‘ wahrgenommen wird (hohe Bedeutung der Grosseitern, aber weniger Kontakte und Aktivitäten als gewünscht).

Enkelkinder – und namentlich heranwachsende Enkelkinder – schätzen ihre Grosseitern primär als allgemeine Bezugspersonen, die von der übrigen leistungsorientierten Welt der Erwachsenen eher

dissoziiert sind. Eindeutig an erster Stelle der 12-16-jährigen Enkelkinder steht die Erwartung, dass die Grosseltern ‚einfach da sind, wenn man sie braucht‘. In drei Viertel aller Fälle wird dieser Aspekt als wichtig eingeschätzt. Angesprochen wird das Konzept einer generalisierten familialen Bezugsperson, die ungefragt und unhinterfragt zur Verfügung steht. Eine klar geringere Bedeutung wird den Grosseltern zudem bezüglich konkreter Alltagsinterventionen eingeräumt (Berufswahl, Schulfragen, privates Leben). So erwarten 78% der Enkelkinder keine grosselterlichen Interventionen ins private Leben, was auch mit adoleszenzbedingten Ablösungsprozessen verknüpft sein kann. Ebenso wird eine zu starke Einmischung in die Freizeitgestaltung abgelehnt, und auch bei der Berufswahl stehen die Grosseltern vielfach nicht im Zentrum.

Insgesamt wird somit deutlich, dass die subjektive Bedeutung von Grosseltern zumeist im Sinne einer allgemeinen familialen Bezugsperson besteht, wogegen private grosselterliche Interventionen eher abgelehnt werden. Fragen zu gegenseitigem Interesse und Diskussionspunkten verdeutlichen dieses Muster, indem intimere Elemente der Adoleszenz (Sexualität, Intimleben, Kleiderstil u.a.) in der Beziehung zwischen heranwachsenden Enkelkindern und ihren Grosseltern grossmehrheitlich konsensual ausgeblendet werden, und ein wesentlicher Teil der intergenerationellen Beziehungsqualität in dieser Lebensphase der jungen Generation basiert auf der Einhaltung des Prinzips von ‚Abstand von Intimität‘. Wichtig für heranwachsende Enkelkinder ist, dass sie von der älteren Generation ernst genommen werden, dass sich aber die Grosseltern nicht zu stark in ihr Privatleben einmischen. Im grossen und ganzen entspricht dies einem Erwartungsmuster von ‚Engagement ohne Einmischung‘.

Ausblick – eine post-modern gestaltete Generationenbeziehung

Das idealisierte, aber relativ offene Bild von Grosselternschaft erlaubt viele Freiräume in der konkreten Gestaltung der Beziehung zu Enkelkindern: Von Grosseltern wird ein positiver Einfluss idealerweise erwartet, aber da sie gleichzeitig keine Erziehungsverantwortung haben (dürfen), sind sie in der persönlichen Gestaltung der Beziehung zur jüngsten Generation recht frei. Die familiäre Altersrolle ‚Grossmutter‘ bzw. ‚Grossvater‘ erlaubt ‚späte Freiheiten‘ im Umgang mit der jüngsten Generation, und es mehren sich die Hinweise, dass neue Generationen von Grosseltern die ‚alten Idealbilder‘ zur Grosselternschaft gezielt zur Konstruktion einer post-modernen Gestaltung von Generationenbeziehungen einsetzen. Da die Generationendifferenz zwischen Grosseltern und Enkelkindern von vornherein ausgeprägt ist, können sich Grosseltern weitaus mehr als die Eltern auf das Niveau der jüngsten Generation zu bewegen. Im Umgang mit Enkelkindern können Grosseltern etwa unbeschwert an frühere Phasen familialen Lebens (Umgang mit Kleinkindern, später Schulkindern und Teenagern) anknüpfen, ohne dafür die Erziehungsverantwortung tragen zu müssen.

Werden heranwachsende Enkelkinder und ihre Grosseltern über ihre persönliche Beziehung zur jeweilig anderen Generation befragt, wird eine durchaus lebendige und mehrheitlich positiv eingeschätzte Beziehung sichtbar, und Grosseltern – und vor allem aktive, gesunde und an der Jugend interessierte – Grosseltern sind auch für heranwachsende Enkelkinder oftmals wichtige familiäre Bezugspersonen, wobei die heutige Bedeutung von Grosseltern für Schulkinder und Jugendliche gerade darin besteht, dass Grosseltern jenseits von Schul- und Berufsstress stehen. Damit können sie Kindern und Jugendlichen im Idealfall etwas anbieten, was in allen anderen Lebensbereichen mangelhaft ist: Zeit, Gelassenheit und eine soziale Beziehung, die sich ausserhalb von schulischem Stress und Problemen des Heranwachsens verortet.

Diese neue Beziehungsqualität – Grosseltern als generalisierte Bezugspersonen – erfordert allerdings von der älteren Generation die Einhaltung zweier zentraler Grundregeln der intergenerativen Kommunikation: Zum ersten basiert die Qualität der Beziehung von Grosseltern zu heranwachsenden Enkelkindern nicht unwesentlich darauf, dass intime Themen des Heranwachsens gezielt ausgeblendet werden. Zum zweiten ist – gerade bei heranwachsenden Enkelkindern – ein Engagement ohne Einmischung zentral. Dieses Prinzip erweist sich auch als zentral, wenn es um Projekte in Richtung ‚Wahlgrosselternschaft‘ geht.

Die nachberufliche Lebensphase – Generationenbeziehungen in späteren Lebensjahren

Kennzeichnend für spätere Lebensphasen sind neben individuellen Entwicklungsprozessen familiale und berufliche Veränderungen: Familial ergibt sich eine Verschiebung der Generationenbeziehungen einerseits durch das Altern (und später Absterben) der eigenen Eltern und andererseits durch das Erwachsenwerden und den Wegzug der eigenen Kinder. Daran anschliessend erfolgt – sofern sich die eigenen Kinder ebenfalls für Kinder entscheiden – die Geburt von Enkelkindern und die Übernahme der Grosselternrolle. Beruflich ist die spätere Lebensphase heute zumeist durch die Pensionierung bzw. Freisetzung von der Erwerbsarbeit und den Bezug einer Altersrente charakterisiert. Auch in diesem Rahmen verändert sich die intergenerative Stellung, indem ein grundsätzlicher gesellschaftlicher Wechsel von der Erwerbsbevölkerung zur Rentnerbevölkerung erfolgt, wobei die wirtschaftliche Absicherung des Alters heute weitgehend durch einen sozialpolitischen Generationenvertrag garantiert wird. Unter dem Stichwort des „produktiven Alters“ wird allerdings zunehmend die gesellschaftliche Hoffnung vertreten, dass Frauen und Männer auch jenseits des Erwerbslebens einen bedeutsamen gesellschaftlichen Beitrag zu leisten vermögen; dies umso mehr, als die Zahl an gesunden und kompetenten Altersrentnern und Altersrentnerinnen deutlich angestiegen ist.

Der bekannte Entwicklungspsychologe Erich H. Erikson hat Generativität (in Kontrast zu Stagnation und Selbstabsorption) als Entwicklungsaufgabe des mittleren Erwachsenenalters konzipiert; eine Lebensphase, die durch die Erziehung der nächsten Generation oder anderer kreativer und produktiver Aktivitäten gekennzeichnet ist. Im späteren Erwachsenenalter stand nach Erikson primär die Entwicklungsaufgabe der Ich-Integrität (in Gegensatz zur Ich-Verzweiflung) im Zentrum. Die seit den Arbeiten von Erikson erfolgte Ausdehnung der Lebenserwartung und Ausdifferenzierung der späten Lebensphasen (gesundes Rentenalter, fragiles Alter, Hochaltrigkeit) lassen eine Ausweitung des Konzepts der Generativität auf das höhere Lebensalter - und namentlich auf die nachberufliche Lebensphase – als sinnvoll erscheinen.

Generativität im höheren Lebensalter bezieht sich nach heutigem Verständnis sowohl auf die Vermittlung und Weitergabe von Erfahrungen an jüngere Generationen als auch auf Aktivitäten, durch die ältere Menschen einen Beitrag für das Gemeinwesen leisten. Ein Kennzeichen generativer Personen besteht darin, dass sie für nachkommende Generationen Sorge tragen und sich ihrer Verantwortung für jüngere Personen bewusst sind. Generativität im höheren Lebensalter zeigt sich im Bemühen und in der Sorge um nachkommende Generationen, und nicht ausschliesslich darin, die eigenen Ideen und Erfahrungen jüngeren Personen zu vermitteln. Generativität wird teilweise als grundlegende Leistung zur Lebensgestaltung und Sinnfindung im höheren Lebensalter wahrgenommen. Im Begriff der Generativität kommt die Erwartung zum Ausdruck, dass ältere Menschen sich in ihren sozialen Beziehungen als weise erweisen, kooperativ, kontaktfähig und ihren Sozialpartnern zugewandt.

Generativität unterscheidet sich von Selbstverwirklichung dadurch, dass der Wille im Vordergrund steht, eine Spur zu hinterlassen, die über den eigenen Tod hinaus Bestand hat. Die Generativität älterer Menschen kann im weiteren in der Wahrung von Kontinuität sowie in der Integration von Neuem in das Alte bestehen. Darin unterscheidet sich die Generativität des höheren Lebensalters von der reproduktiven Generativität des frühen Erwachsenenalters. Nach Meinung des Entwicklungspsychologen Erhard Olbrich umfasst Generativität des höheren Lebensalters aber auch Prozesse der Verlustverarbeitung: Spätestens jetzt geht es darum, zu erkennen, dass wir nicht ständig schöner, stärker oder sonstwie besser werden.

Auch das Konzept des „produktiven Alters“ wird zunehmend als Gegenargument zu Ängsten einer steigenden Alterslast eingesetzt, denn wenn ältere Menschen weiterhin produktive gesellschaftliche Leistungen erbringen, werden Befürchtungen einer demografisch bedingten Gefährdung des Generationenvertrags hinfällig. In Zusammenhang mit Diskussionen zum produktiven Alter stehen zwei unterschiedliche Ansätze im Zentrum:

Ein erster Ansatz geht von einer Ausdehnung der Lebensarbeitszeit nach oben – mittels einer Erhöhung des Rentenalters – aus. Wenn Menschen zukünftig länger erwerbstätig verbleiben und

damit länger in die Rentenkassen einzahlen, entschärfen sich die Probleme einer umlagefinanzierten Altersvorsorge. Teilweise wird Alters(teilzeit)arbeit – eine teilzeitliche Erwerbsarbeit jenseits von 65 - sogar als zukünftige vierte Säule der Altersvorsorge in einer demografisch alternden Wirtschaft wahrgenommen.

Ein zweiter Ansatz postuliert eine Stärkung und Förderung unbezahlter ehrenamtlicher oder freiwilliger Aktivitäten älterer Menschen jenseits des Berufslebens. Auch in diesem Zusammenhang wird davon ausgegangen, dass eine bessere Ausschöpfung des Potenzials älterer Menschen sich positiv auf den Zusammenhalt der Generationen auswirken wird. Faktisch zeigen allerdings die vorliegenden Daten gegenwärtig keine klare Zunahme des ehrenamtlichen und freiwilligen Engagements in der nachberuflichen Lebensphase. Die Stellung im Erwerbsleben spielt für die Häufigkeit entsprechender Tätigkeiten keine bedeutsame Rolle, und es zeigt sich kein Anstieg des freiwilligen Engagements nach dem Übergang in den Ruhestand. Bedeutsam ist allerdings eine klare Differenzierung zwischen organisierter Freiwilligenarbeit – im Rahmen von Vereinen oder Verbänden – und informellen Hilfeleistungen zugunsten Dritter (Freunde, Nachbarn). Es zeigt sich beispielsweise, dass ältere Menschen deutlich häufiger informelle Hilfeleistungen – sei es in Form von Nachbarschaftshilfe oder in Form kleiner Hilfeleistungen für Fremde – erbringen als organisierte Freiwilligenarbeit. Hilfeleistungen älterer Menschen geschehen häufig informell und unorganisiert, und deshalb wird der Beitrag älterer Menschen – und namentlich älterer Frauen - am sozialen Geschehen oft unterschätzt.

Hochaltrigkeit, Pflegebedürftigkeit und Generationenbeziehungen

Das hohe Lebensalter ist eine Phase erhöhter Risiken und verschlechterter Gewinn-Verlust-Bilanz, und in diesem Sinne unterscheiden sich hochaltrige Menschen wesentlich von ‚jungen Alten‘. Mit zunehmender Fragilität sind Menschen zunehmend stärker auf eine altersangepasste Umwelt und eine funktionierende intergenerationelle Solidarität angewiesen. Dies wird bei Pflegebedürftigkeit oder bei demenziellen Erkrankungen besonders deutlich, und obwohl nicht alle alten Menschen pflegebedürftig werden, steigt das Risiko funktionaler Abhängigkeit und demenzieller Einschränkungen mit steigendem Lebensalter deutlich an. Entsprechende Pflegeleistungen werden häufig familial – etwa durch Töchter und (seltener) Söhne – geleistet, wobei es kaum Hinweise darauf gibt, dass die Pflegebereitschaft nachkommender Generationen generell am Sinken ist.

Im hohen Lebensalter ergibt sich zudem ein zunehmender Verlust an Gleichaltrigen. Vor allem Frauen und Männer, die deutlich länger leben als ihre Geburtskohorte, erfahren eine Abnahme der Kontaktmöglichkeiten mit Gleichaltrigen. Demgegenüber wird die Welt immer stärker von deutlich jüngeren Menschen und ihren Werten und Verhaltensformen beherrscht. Selbst Alters- und Pflegeheime sind unweigerlich multigenerationelle Lebenswelten, in denen Betreuung und Pflege hochaltriger Bewohner von jüngeren Generationen geprägt werden.

Generativität im hohen Lebensalter – im Gegensatz zu Generativität im frühen Rentenalter – beinhaltet weniger aktive als passive Strategien. Es geht im hohen Lebensalter weniger um die aktive Vermittlung von Erfahrungen oder um die aktive Unterstützung jüngerer Menschen, sondern es geht beispielsweise darum, die Hilfe jüngerer Menschen positiv anzunehmen. Im hohen Lebensalter erhöht sich oft die Abhängigkeit von jüngeren Generationen, weil Gleichaltrige verstorben sind oder diese aufgrund ihres hohen Alters selbst auf Hilfe angewiesen sind. In diesem Rahmen sind intergenerative Rollenumkehrungen nicht selten, etwa wenn eine Mutter von ihren ‚Kindern‘, die sie in früheren Lebensphasen betreut hat, gepflegt werden muss. Solche intergenerationelle Rollenumkehrungen können zu ausgeprägten intergenerationellen Ambivalenzen beitragen. Hilfeleistungen seitens der Tochter werden beispielsweise von der alten Mutter nur widerwillig angenommen, was die Pflege zusätzlich erschwert. Bei erhöhtem Hilfsbedarf schliesst Generativität des hohen Alters deshalb ein, intergenerationelle Rollenumkehrungen positiv zu bewältigen, und Hilfe von seinen Töchtern und Söhnen anzunehmen (und sich nicht ständig zu beklagen). Negative Formen der Generativität in dieser Lebensphase sind intergenerationeller

Ressentiments sowie ein durchgehendes Desinteresse gegenüber den Interessen jüngerer Generationen.

Je nach sozialen Kompetenzen und Ressourcen können auch hochaltrige Menschen jüngere Menschen moralisch und eventuell finanziell unterstützen, und die Lebensgeschichte alter Menschen kann jüngeren Menschen einen lebendigen und anschaulichen Blick in ihre Familiengeschichte oder in kulturelle Traditionen der Gesellschaft vermitteln. In öffentlichen Diskussionen wird viel über den Erfahrungsschatz des Alters gesprochen, aber eine zentrale Leistung vieler hochaltriger Frauen und Männer zur Entlastung der nachkommenden Generation bleibt weitgehend unbeachtet. Bei dieser Leistung handelt es sich um den – oft ausgeprägten – Willen vieler hochaltriger Menschen, ihre Selbständigkeit im Alltag selbst unter erschwerten Umständen zu erhalten. Dadurch dass alte Menschen auch bei funktionalen Erschwernissen, ihren Alltag selbständig organisieren und Verantwortung für sich selbst tragen, fallen sie den jüngeren Generationen nicht zur ‚Last‘: Generativität bedeutet hier, Verantwortung nicht nur anderen gegenüber zu übernehmen, sondern vor allem auch sich selbst gegenüber. Letztere ist letztendlich ebenfalls Verantwortung anderen gegenüber, da dadurch die Belastungen anderer verhindert bzw. verringert werden.

In den letzten 7 Tagen erhaltene informelle Hilfe: Hilfeleistende Personen 2007

Frage: Und wer hat hauptsächlich diese Hilfe geleistet? (Bitte alles Zutreffendes ankreuzen!)

A) In % aller zuhause lebenden Personen

Angekreuzt:	Zuhause lebende Befragte im Alter von					65+:	
	65–69	70–74	75–79	80–84	85+	2007	2002
- Ehemann, Ehefrau, Partner/in	1.6	2.1	1.9	1.2	2.1	1.8	2.5
- Tochter	0.6	1.9	1.9	6.0	9.8	2.7	2.5
- Sohn	0.5	1.3	2.2	2.0	9.2	1.7	1.5
- Schwester	0.1	0.2	0.1	0.4	0.2	0.2	0.3
- Bruder	0.1	0.2	0.0	0.4	0.2	0.1	0.3
- andere Familienmitglieder	0.2	0.3	0.6	1.4	4.9	0.8	1.0
- Nachbar(in)	0.3	0.9	0.7	2.0	4.4	1.1	1.3
- Bekannte(r), Freund(in)	0.5	1.0	1.2	3.3	4.5	1.5	1.8

B) In % derjenigen, die in den letzten 7 Tagen informelle Hilfe ankreuzten

Angekreuzt:	Zuhause lebende Bevölkerung im Alter von					65+:	
	65–69	70–74	75–79	80–84	85+	2007	2002
- Ehemann, Ehefrau, Partner/in	73	54	40	11	9	31	37
- Tochter	26	49	40	58	44	46	37
- Sohn	23	32	25	19	42	29	22
- Schwester	3	5	2	4	1	3	5
- Bruder	5	5	0	4	1	3	5
- andere Familienmitglieder	9	7	13	14	22	14	15
- Nachbar(in)	14	22	15	19	20	19	19
- Bekannte(r), Freund(in)	21	26	25	32	20	25	26
Durchschnitt	1.7	2.0	1.6	1.6	1.6	1.7	1.7

Quelle: SGB 2007 (schriftlicher Teil, gewichtete Daten)

Erbschaften und Schenkungen – finanzielle Transfers zwischen den Generationen

Jede Generation hinterlässt – bewusst oder unbewusst – ihre Spuren, und nachkommende Generationen erben von früheren Generationen wirtschaftliches und kulturelles Kapital, unter Umständen aber auch ökologische Schäden und ungelöste politische Probleme.

Finanzielle Erbschaften haben in der Schweiz eine immense volkswirtschaftliche Bedeutung, und die Vererbungssumme für das Jahr 2000 lässt sich gesamtschweizerisch auf gut 28.5 Mrd. Franken einschätzen, und insgesamt erben die Haushalte in der Schweiz mehr als sie selber ersparen, und Erbschaften sind ein bedeutsamer Faktor der privaten Vermögensakkumulation.

Deutliche und gesellschaftlich bedeutsame Verschiebungen ergaben und ergeben sich im Alter von Erblasser und Erbenden. Die erhöhte Lebenserwartung hat dazu geführt, dass Erbschaften später anfallen, und die Altersgruppe mit den meisten Erblassenden liegt gegenwärtig bei 85-89 Jahren. Auch die Erbenden befinden sich überwiegend in der zweiten Lebenshälfte, und gegenwärtig ist nur ein Fünftel der Erbenden jünger als 40 Jahre. Die Kategorie mit den meisten Erbenden sind die 50-54-Jährigen. Das Alter der Erbenden hat sich in den letzten Jahrzehnten erhöht. Ging 1980 noch fast die Hälfte der Erbschaften an Personen unter 50 Jahren, so sind es heute noch rund ein Drittel, und bis ins Jahr 2020 wird der Anteil der jüngeren Erbenden auf einen Fünftel sinken. Erbschaften dienen auf diese Weise immer weniger dem Aufbau einer eigenen Existenz oder zur Finanzierung der Familienphase, sondern immer häufiger zur weiteren Absicherung der Altersversorgung. Die heutigen Erbschaften entwickeln sich immer mehr zu einer – sozial selektiv ausgezahlten – vierten Säule der Alterssicherung. Entsprechend tragen heutige Erbschaften zu einer verstärkten Konzentration der Vermögen auf ältere Altersgruppen bei.

Alters- und Pflegeheime als multigenerative Arbeits- und Lebensstätten

Alters- und Pflegeeinrichtungen sind Institutionen, in denen sich die Kontakte zwischen hochaltrigen Bewohnern und jüngeren Menschen sozial verdichten, aber auch ihren eigenen Charakter entwickeln.

Die Bewohner und Bewohnerinnen sind zumeist in einem hohen Alter, und gegenwärtig liegt das durchschnittliche Eintrittsalter in eine sozio-medizinische Alterseinrichtung bei 84-86 Jahren. Gleichzeitig handelt es sich bei den Bewohnern von Alters- und Pflegeeinrichtungen heute weitgehend um pflegebedürftige alte Menschen. Viele Pflegeheime haben sich in den letzten Jahren als Orte für das ‚Leben gegen Lebensende‘ entwickelt, und 2001 war für mehr als die Hälfte (52%) aller über 79-jährigen Sterbenden ein Pflegeheim der Sterbeort.

Beim Personal – von den Hilfskräften bis zu den Pflegefachpersonen – handelt es sich dagegen um jüngere Menschen im Erwerbsalter, die sowohl einer anderen Generation angehören als auch gesundheitlich einen anderen Status einnehmen als die Bewohnerschaft. Als Arbeits- und Lebensstätten sind Alters- und Pflegeheime deshalb durch verschiedene intergenerationelle Besonderheiten charakterisiert:

- a) Für die Bewohner und Bewohnerinnen eines Alters- und Pflegeheims ist das Heim ihr eigentliches (und oft letztes) Zuhause. Sie wohnen und leben im Heim, teilweise mit nur geringen Aussenkontakten. Das Heim ist ihr Lebensmittelpunkt, und das Ausmass an Selbstbestimmung und Privatsphäre – etwa durch ein eigenes Zimmer – bestimmt wesentlich die Lebensqualität hochaltriger Heimbewohner. Für Angehörige des Personals ist das Alters- und Pflegeheim hingegen Arbeitsort, und der Wohnort liegt zumeist ausserhalb des Heims. Das Heim ist für das Personal ein zeitweise wichtiger Arbeitsmittelpunkt, aber ein Wechsel des Arbeitsorts ist nicht ausgeschlossen. Alt und Jung begegnen sich im Heimalltag unter völlig unterschiedlichen Lebenslagen, was teilweise auch zu kommunikativen Missverständnissen führt. Als Arbeitsort ist das Heim eine Einrichtung sozialer und pflegerischer Interventionen. Als Wohnort sollte ein Heim Ruhe, Privatsphäre, Intimität und Selbstgestaltung erlauben. Wer im Heim wohnt, möchte persönliche Beziehungen zu (ausgewählten) Pflegefachpersonen. Wer im Heim arbeitet, orientiert sich eher an funktional-hierarchischen Gesichtspunkten effizienter Leistung. Immer

wieder auftauchende Diskussionspunkte, die sich aus der funktionalen Überlagerung (Wohnen versus Arbeit) der Generationenkontakte in Heimen ergeben, sind etwa: Soll das Personal eine Arbeitsuniform tragen? Wie stark soll die Pflege gemäss dem Prinzip der Bezugspflege organisiert werden? Welche Regelungen bestehen bezüglich Geschenken von Bewohnern an das Personal? Sollen die Bewohnerinnen geduzt werden? usw.

- b) Struktur und Organisation – ebenso wie Architektur und Farbgestaltung - von Alters- und Pflegeeinrichtungen werden faktisch weitgehend von jüngeren Generationen bestimmt. Funktionale Gesichtspunkte dominieren oft gegenüber den lebensgeschichtlich geprägten Vorstellungen hochaltriger Bewohner und Bewohnerinnen. Der Gestaltungsspielraum der Bewohner ist zwar nicht null, aber oft eingeschränkt. Eine Dominanz der jüngeren Generation entsteht aber auch einfach durch die Tatsache, dass das Pflegepersonal gesund und voll mobil ist, wogegen die überwiegende Mehrheit der Heimbewohner körperlich und/oder geistig deutlichen Einschränkungen unterliegt. Pflege im Heim ist von vornherein eine asymmetrische Beziehung, was sich zum Beispiel in spezifischen Kommunikationsformen - wie ‚second baby language‘ - ausdrücken kann. Funktionale Gesichtspunkte (Effizienz und Effektivität) können dazu führen, dass die noch vorhandene Selbständigkeit hochaltriger Bewohner untergraben wird. Mitwirkung und Mitbestimmung von Bewohnern werden zwar in einigen Heimen durchaus unterstützt, aber die rechtlichen Mitwirkungs- und Mitbestimmungsrechte alter Menschen im Heim sind in der Schweiz institutionell wenig verankert. Aber auch formelle Mitwirkungsrechte der Bewohnerschaft ändern nichts daran, dass die Heimorganisation und ihre Abläufe, aber auch die gesamte Architektur und Innengestaltung, weitgehend von jüngeren Generationen (für ältere Generationen) gestaltet werden. Lebensgeschichte und Generationenprägung hochaltriger Bewohner sollten deshalb stärker gewürdigt werden, beispielsweise durch Einrichtung eines Reminiszenzraumes mit alten Gegenständen, Aufhängen von alten Photos von früher, Singkreis mit alten Liedern usw.).
- c) Aus soziodemografischen Gründen (höhere Lebenserwartung und höheres Verwitwungsrisiko von Frauen) handelt es sich bei der grossen Mehrheit der Bewohnerschaft von Alters- und Pflegeeinrichtungen um Frauen. In vielen Heimen entfallen auf zwei Heimbewohner gut acht Heimbewohnerinnen. Aber auch das Heimpersonal ist mehrheitlich weiblich. Dies gilt vor allem für das Pflegepersonal. Bei den heutigen Alters- und Pflegeheimen handelt es sich somit um stark weiblich dominierte Arbeits- und Wohnstätten. Welche Auswirkungen die ausgeprägte Feminisierung der institutionellen – aber auch der ambulanten – Alterspflege aufweisen, ist – weil kaum untersucht – unklar. Möglicherweise führt die starke Vertretung von Frauen zu einer stärkeren quasi-familialen Ausrichtung der Heimkulturen, was das Wohlbefinden der Bewohnerinnen durchaus stärken kann. Die wenigen männlichen Bewohner können hingegen unter Anpassungsproblemen leiden, weil männerbezogene Angebote fehlen, oder sie können umgekehrt übermässig ‚bemuttert‘ werden (‚Hahn-im-Korb‘-Prinzip).

In jedem Fall sind Alters- und Pflegeeinrichtungen vom Prinzip her multigenerativ ausgerichtete Arbeits- und Wohnstätten mit spezifischen Merkmalen. Allein schon die Tatsache der pflegerischen Abhängigkeit vieler Heimbewohnerinnen führt zu intim geprägten intergenerationellen Kontakten (z.B. Waschen, Körperpflege usw.). Im Gegensatz zur familialen Pflege werden die intergenerationellen Kontakte im Heim jedoch immer durch beruflich-funktionale Gesichtspunkte überlagert. Dies hat Vor- wie Nachteile: Einerseits entfallen viele familiale Verstrickungen, Schuldgefühle und Ambivalenzen. Professionelle Hilfe wird von alten Menschen nicht selten lieber beansprucht als familiale Hilfe, weil damit familiale Rollenumkehrungen oder der Bruch familialer Intimitätstabus entfallen. Andererseits können bei professioneller Pflege systematische Unvereinbarkeiten der Ansprüche entstehen; beispielsweise Wunsch nach individueller Pflege durch die immer gleiche Person gegenüber Rotationsgeboten der Organisation, oder Wunsch nach Selbstgestaltung und Wunsch nach effizienten Abläufen usw. Durch die eindeutige – auch gesundheitliche – Dominanz der jüngeren Generationen (Heim- und Pflegepersonal) führen solche

intergenerativen Unvereinbarkeiten der Interessen allerdings selten zu manifesten Konflikten, sondern eher zu Rückzug und Anpassung der Bewohnerschaft.

Intergenerationelle Aktivitäten und Generationenprojekte

Gezielt durchgeführte generationenübergreifende Projekte haben in den letzten Jahren eine neue Konjunktur erfahren, weil natürliche generationenübergreifende Kontakte – etwa in der Nachbarschaft – nicht länger als selbstverständlich angesehen werden. In den Nachbarländern Deutschland und Frankreich fanden generationenübergreifende Projekte und Initiativen eine verstärkte politische Unterstützung. In der Schweiz blieben entsprechende Vorhaben bisher weitgehend privaten Initiativen überlassen, selbst wenn sich diesbezüglich zunehmend mehr Gemeinden und Städte engagieren.

Zur Koordination der – zumeist lokal orientierten – Generationenprojekte haben die Stiftungen Pro Juventute und Pro Senectute im Jahr 2000 gemeinsam ein erstes Generationenhandbuch veröffentlicht. Die reformierten Kirchen Bern-Jura begannen ihrerseits, konkrete Generationenprojekte zu sammeln und diese auf der Internet-Plattform www.generationen.ch aufgeschaltet. Zur innereuropäischen Koordination entsprechender Initiative wurde 2003 auch das Europäische Netzwerk für Intergenerationelles Lernen (NIGEL) ins Leben gerufen.

Typologisch betrachtet, lassen sich folgende fünf allgemeine Zielsetzungen intergenerativer Projekte unterscheiden:

- a) **Begegnen:** Im Zentrum solcher Projekte steht die Verbesserung der intergenerationellen Kontakte; sei es durch gemeinsame Feste; sei es durch gemeinsame Projektarbeiten. Damit wird ein verbessertes Verständnis zwischen Jung und Alt angestrebt. Die Ausgangsthese ist, dass mehr gegenseitige Kontakte zu mehr gegenseitigem Verständnis und Toleranz zwischen Jung und Alt beitragen, womit die soziale Integration allgemein gestärkt werden kann.
- b) **Erzählen:** In diesem Rahmen geht es um den (möglichst gegenseitigen) Austausch von Erfahrungen und Erlebnissen, etwa wenn alte Menschen und junge Menschen ihre Jugend vergleichen. Erzählcafés ihrerseits können dazu dienen, dass ältere Menschen ihre Lebensgeschichte und –erfahrungen in verarbeiteter Form weiter geben, und Erzählungen junger Menschen über ihre Kindheit und Jugend können älteren Menschen Hinweise auf den stattgefundenen Wandel der Gesellschaft vermitteln.
- c) **Lernen:** Noch einen Schritt weiter gehen Projekte, die intergeneratives Lernen anstreben, wobei sowohl Jung von Alt als auch Alt von Jung lernen kann. Klassisch sind etwa Aktivitäten, in denen erfahrene Kulturträger jungen Künstlern – wie Musikern, Malern, Bildhauern usw. - ihre erarbeiteten Techniken und Kompetenzen vermitteln. In den letzten Jahren wurden zunehmend Aktionen durchgeführt, in denen ältere Menschen von jüngeren Menschen in den Gebrauch von Computern, Internet, Mobiltelefon oder Billetautomaten usw. eingeführt wurden. Noch selten sind dagegen Projekte, wo gezielt beide Generationen – Jung und Alt – lernen bzw. wo die Lernprozesse explizit wechselseitig verlaufen.
- d) **Unterstützen:** Intergenerationelle Hilfeleistungen – ausserhalb familialer Generationenzusammenhänge – erfolgen häufig informell, etwa im Rahmen von Nachbarschaftshilfe. In den letzten Jahren wurden vermehrt organisierte Unterstützungsformen aufgebaut, etwa wenn im Rahmen von ‚Senioren helfen Senioren‘ gesunde ältere Menschen hochaltrige Personen beim Einkaufen unterstützen oder Transportdienste organisieren. Zunehmend sind – im Rahmen von Konzepten des produktiven Alters – intergenerative Projekte, bei denen sich pensionierte Frauen und Männer gezielt für junge Menschen engagieren, etwa bei der Organisation von Mittagstischen für Schüler, Aufgabenhilfe für ausländische Kinder oder als Wahlgrosseltern für junge Familien usw.
- e) **Wohnen und Leben:** Mehrgenerationenhaushalte von nicht verwandten Personen sind noch seltener als familiale Mehrgenerationenhaushalte. Häufiger – und zukunftssträchtiger – sind genossenschaftliche oder private Wohnsiedlungen, die familienfreundliche Wohnungen für junge Familien und hindernisfreie Wohnungen für ältere Menschen kombinieren. Ein Beispiel ist

die Baugenossenschaft ASIG in Zürich, die kostengünstige Wohnungen für alle Altersgruppen anbietet und die in ihrer 2005 prämierten Siedlung familien- und altersgerechte Wohnungen kombiniert, wobei in die Siedlung neben einem Gemeinschaftsraum auch ein Kindergarten sowie eine Pflegewohnung integriert wurden. Generationengemischtes Wohnen hat mehr Zukunft als generationenübergreifendes Haushalten. An Bedeutung gewonnen – namentlich in der Westschweiz – haben auch Projekte, wo Alters- und Pflegeheime mit Kinderbetreuungseinrichtungen kombiniert werden.

Bei der Durchführung nachhaltig wirkender Generationenprojekte sind allerdings verschiedene Rahmenbedingungen (wie Akzeptanz der Generationendifferenzen, Mitbestimmung aller teilnehmenden Generationen, Engagement ohne zu starke Einmischung der älteren Generation usw.) zu berücksichtigen.

Intergenerationelle Hilfe und Pflege in Europa - und Wirkungen des Sozialstaates

Im Rahmen einer grossen intereuropäischen Vergleichsstudie (SHARE 2004) wurden Lebenssituation und intergenerationelle Beziehungen von 50-jährigen und älteren Menschen in 11 europäischen Ländern – darunter auch der Schweiz – erhoben. Bezüglich Generationenbeziehungen sind zwei erfasste Variablen speziell interessant:

- a) Ausmass und Intensität an intergenerationellen Hilfeleistungen – erwachsener Kinder an betagte Eltern sowie ältere Eltern an ihre (erwachsenen) Kinder.
- b) Ausmass und Intensität intergenerationeller Pflegeleistungen (von erwachsenen Kindern an betagte Elternteile).

Intergenerationelle Hilfeleistungen

Hilfe wird hier als spezifische zeitliche Unterstützungsleistung konzipiert, die sich auch als alltägliche Hilfe bei der Haushaltsführung bezeichnen lässt (in Abgrenzung zu (Körper)-Pflegeleistungen). Nachgefragt wurden allerdings nur Hilfeleistungen zu Angehörigen ausserhalb des eigenen Haushalts, d.h. es handelt sich hier um nicht koresidente Beziehungen.

Differenziert wurde jeweils nach zwei Kategorien von Hilfeleistungen:

- praktische Hilfe im Haushalt, z.B. bei kleinen Reparaturen, bei der Gartenarbeit, beim Einkaufen oder bei der Hausarbeit
- Hilfe mit Behörden und Ämtern, zum Beispiel beim Ausfüllen von Formularen, bei finanziellen oder rechtlichen Angelegenheiten.

Eine erste Analyse lässt erkennen, dass eine Koresidenz mit alten Elternteilen (Zusammenwohnen im gleichen Haushalt) selten ist. Der Anteil der 50-jährigen und älteren Befragten, die mit ihren Eltern oder einem Elternteil zusammenleben, ist in der Schweiz sehr gering (0.3%), im Vergleich zu 8% in Spanien, 4% in Italien und je 2% in Deutschland und Österreich. Umgekehrt ist es häufiger der Fall, dass 50-jährige und ältere Befragte noch mit – oft inzwischen erwachsen gewordenen – Kindern leben. Der Anteil der 50+-Jährigen mit mindestens noch einem Kind ist in der Schweiz gut 20%, verglichen mit höheren Werten von gut 40% in Italien und Spanien). Späte Familiengründung, aber auch lange Ausbildungszeiten können dafür verantwortlich sein, dass auch im höheren Alter noch Kinder zu versorgen sind. Aber auch Armut kann zu einer verlängerten Abhängigkeit beitragen.

Erste international vergleichbare Analysen der SHARE-Daten zeigen, dass sich Unterstützungsleistungen von erwachsenen Kindern in Europa der Häufigkeit nach von Nord (häufig) nach Süd (selten) und der Intensität nach von Süd (hoch) nach Nord (niedrig) verteilen, und es wird auf der Basis theoretischer Überlegungen und bisheriger Studien vermutet, dass das intergenerationale Unterstützungs-niveau in europäischen Ländern mit ausgebauten Sozialleistungen höher ist als in Ländern mit geringem Sozialangebot. Je weiter der Sektor der Sozial- und Gesundheitsdienstleistungen in einem Land ausgebaut ist und je mehr sozial- und familienpolitische Aufgaben durch den Staat geleistet werden, desto mehr wird die Familie bei der intensiven

Betreuung Bedürftiger einschliesslich älterer Personen entlastet. So können sich Angehörige ohne schwerwiegende Vereinbarkeitskonflikte eher Aufgaben wie zum Beispiel der eher sporadischen, kurzfristigen Unterstützung der Eltern bei der Haushaltsführung widmen. In Hinblick auf die Hilfeintensität sind hingegen nach der Spezialisierungsthese entgegengesetzte Effekte zu erwarten: Je höher das Angebot an Sozialleistungen, desto weniger intensiv fällt die Hilfe zwischen Generationen im Einzelnen aus.

Bezogen auf Familienpolitik und ihre Bedeutung einerseits und Sozialleistungen und Angebot an sozialen Diensten, wurden vier Ländergruppen unterschieden:

- Länder mit niedrigen Sozialangeboten und Familienleistungen: Spanien, Italien, Griechenland
- Länder mit mittleren Leistungen für Familie und Bedürftige: Niederlande, Deutschland, Schweiz
- Länder mit relativ ausgeprägten Leistungen für Familien: Belgien, Frankreich, Oesterreich
- Länder, in den Familienpolitik und Sozialleistungen stark ausgebaut sind: Schweden, Dänemark

Hilfeleistungen erwachsener Kinder (50+) an alte Eltern

Ein Viertel aller Kind-Eltern-Beziehungen (von 50+-Befragten) sind europaweit von Hilfeleistungen geprägt. An erster Stelle stehen Haushaltstätigkeiten, Reparaturen und Gartenarbeiten. An zweiter Stelle stehen Haushaltstätigkeiten in Kombination mit Hilfen im Umgang mit Behörden und Aemtern. Ausschliessliche Hilfe bei formalen Angelegenheiten wird kaum geleistet. In Europa variiert die Häufigkeit der aktuellen Hilfebeziehungen bei Kind-Eltern-Dyaden von 13% in Spanien bis 37% in Dänemark. Die Schweiz liegt mit 22% in der Mitte.

Bei der Hilfeintensität (geleistete Stunden) kehrt sich hingegen das Bild: Praktische Hilfe zwischen Generationen ist in den Mittelmeerländern am zeitintensivsten. In Skandinavien ist die Hilfeintensität deutlich geringer. Im Nord-Süd-Vergleich bildet die Schweiz bezüglich Hilfeintensität einen ‚Sonderfall‘, da trotz mittlerer geografischer Lage am wenigsten zeitintensiv, nämlich durchschnittlich zwei Stunden pro Woche geholfen wird, im Vergleich zu 8.7 Std. in Italien, Deutschland: 3.5 Std.

Oder in anderen Worten: In der Schweiz helfen erwachsene Kinder ihren alten Eltern relativ oft, dies aber wenig intensiv. In Italien wird wenig häufig geholfen, aber wenn intergenerationelle Hilfe geleistet wird, ist diese Hilfe oft sehr zeitintensiv.

Wie in anderen europäischen Ländern ist auch in der Schweiz die Häufigkeit einer Hilfe an alte Eltern negativ mit der Wohnentfernung und positiv mit einer Erkrankung der Eltern assoziiert. Müttern wird deutlich mehr geholfen, und Töchter helfen etwas mehr als Söhne, so dass die Tochter-Mutter-Dyade auch in puncto Hilfe hervortritt. Darauf folgen Sohn-Mutter und Tochter-Vater-Beziehungen, das niedrigste Hilfeniveau findet sich von Söhnen an ihre Väter.

Das Ausmass an Sozialausgaben hat insgesamt einen positiven Einfluss auf das Hilfeniveau (nicht aber auf die Hilfeintensität): In Ländern mit mehr Sozialausgaben (in % BIP) helfen mehr Kinder der mittleren Generation ihren Eltern, und zwar vor und nach Kontrolle anderer wichtiger Solidaritätsfaktoren. Noch ausgeprägter ist die Korrelation zwischen dem ‚Marktangebot‘ bzw. dem Beschäftigungsanteil in den sozialen und Gesundheitsdienstleistungen und den Hilfen an die Eltern: In Ländern mit stärkerem Ausbau sozialer Dienstleistungen herrscht auch ein deutlich höheres Hilfeniveau

Bei der Hilfeintensität zeigt sich allerdings genau ein entgegengesetztes Muster, und je stärker der Staat interveniert, desto geringer ist die Hilfeintensität. Im Zusammenspiel deuten die Befunde zu den Hilfewahrscheinlichkeiten und –intensitäten auf eine Spezialisierung zwischen Familie, Staat und Markt hin: Professionelle Anbieter übernehmen die stetigen, gut planbaren und zeitintensiven Hilfeleistungen. Wenn ein umfassendes Dienstleistungsangebot zur Verfügung steht, spezialisiert sich die Familie auf sporadische, kurzfristige und weniger zeitintensive Hilfen.

Wenn intensive Hilfeleistungen an professionelle Dienstleister abgegeben werden können, entlastet dies die Familie und schafft neue, freie Ressourcen. Es führt keineswegs dazu, dass die erwachsenen Kinder weniger zur Unterstützung motiviert sind oder sich gar aus der Beziehung mit den betagten Eltern zurückziehen. Es hat vielmehr zur Folge, dass Kinder auf Bedürfnisse und

Möglichkeiten abgestimmte freiwillige und (zeitlich) weniger belastende Hilfen an die Eltern leisten: Jeder übernimmt das, was er am besten kann – und dies sollte auch die Qualität der Unterstützung für die Älteren positiv beeinflussen. Auch für die Hilfebedürftigen selbst ist es unter Umständen eine Erleichterung, wenn ihnen unterschiedliche Hilfequellen zur Verfügung stehen, denn damit kann eine unerwünscht starke Abhängigkeit von der Familie verhindert werden.

Insgesamt lassen sich Unterschiede in der ‚Kultur des Helfens‘ in Europa erkennen: In Ländern, in denen Familien und Bedürftige mehr staatliche Unterstützung erhalten, wird eher freiwillig bzw. mit Freude geholfen als in Ländern, in denen Familien und Bedürftige von Staatsseite ihrem Schicksal überlassen werden. Die Entlastung der Familie führt zu mehr Freude am Helfen und verdrängt Verpflichtungsgefühle.

Intergenerationelle Pflegeleistungen

Pflegeleistungen sind körperbezogene und oft medizinisch anspruchsvolle Leistungen. Pflege muss vor Ort erfolgen und häufig auch regelmässig sein (wogegen Hilfeleistungen sporadisch sein können). Zu differenzieren ist in private Pflege (familiäre Pflege), ambulant professionelle Pflege sowie stationäre Pflege.

Staatliche Pflegebudgets/-gelder für familiäre Pflege gibt es in Dänemark, Deutschland, Niederlanden, Oesterreich, Schweden und Italien. Kleine finanzielle Unterstützung an pflegende Angehörige existieren in England und Finnland. In der Schweiz ihrerseits existiert ein widersprüchliches Mischsystem von familialer, ambulanter und stationärer Pflege, mit starken regionalen Variationen. Trotz Präferenzen für ambulante Pflege gibt es auch heute noch systemische Anreize für eine Heimunterbringung, und aufgrund von Tarifregelungen (2006) zwischen Krankenkassen und Pflegedienstleistern ist die spitalinterne Pflege (Tagespauschale) für die Krankenkassen günstiger als eine umfassende spitalexterne Versorgung (Stundenpauschale). Die Kosten der Pflege werden jedoch nur zum Teil von den Krankenkassen gedeckt, da die sogenannten Unterbringungskosten privat finanziert werden. Gesamthaft werden gegenwärtig gut 50% der gesamten Pflegekosten aus der eigenen Tasche bezahlt, 20% zahlen die Krankenkassen, 16% werden über Ergänzungsleistungen zur IV/AHV finanziert, und 2% von der Sozialhilfe (die als einziges Sozialwerk einer rechtlichen Verwandtenunterstützungspflicht unterliegt).

Das Pflegesystem der Schweiz ist im Vergleich zu Nachbarländern durch weniger verbreitete familiäre Pflege und eine sehr gut ausgebaute ambulante und stationäre Pflege charakterisiert. Die Pflegerealität zeigt mehr Gemeinsamkeiten mit den nordischen Ländern, während in den kulturellen Normen starke Nähe zu familienbasierten Pflegemodellen vorherrscht.

Im Rahmen der SHARE-Studies wurde zunächst danach gefragt, ob in den letzten 12 Monaten eine Unterstützung bei der Haushalts- oder Lebensführung geleistet oder empfangen wurde. Daran anschliessend wurde nach einer Person gefragt, die Hilfe erhalten bzw. geholfen hat. In einem weiteren Frageschritt wurde die Form der Pflege erfragt: a) beim Anziehen (einschliesslich Socken und Schuhe), b) beim Baden oder Duschen, c) beim Essen (z.B. beim Zerkleinern der Speisen), d) beim Hinlegen oder aus dem Bett aufstehen, e) beim Benutzen der Toilette (auch beim Aufstehen oder Hinsetzen). Die jeweiligen Fragen wurden wiederholt, so dass bis zu je drei Pflegepersonen bzw. –empfänger genannt werden konnten (und im Gegensatz zu früheren Studien wurde nicht nur die Hauptpflegeperson erfasst).

Gesamteuropäisch müssen nahezu 11% der über 50-jährigen zuhause lebenden Personen mit mindestens einer körperlichen Einschränkung leben, wobei 5% mit einer Beeinträchtigung leben und weitere 5% mit zwei oder mehr Beeinträchtigungen. Das Risiko von Pflegebedürftigkeit – bei gegebenem Alter – ist negativ korreliert mit Einkommen und vor allem mit Bildung. Es zeigen sich auch Unterschiede zwischen Ländern: In der Schweiz und den Niederlanden leiden nur etwas mehr als 6% an Beeinträchtigungen, in Frankreich und Italien sind es weit über 10% (und der höchste Wert wurde in Spanien gemessen (13%).

In allen Ländern zeigt sich eine klar hierarchische Stellung potenzieller Pflegepersonen: Partner/in, Töchter/Söhne, erst danach kommen weitere Verwandte, Freunde und Bekannte. Von Süden nach Norden gehend, nimmt die Bedeutung der Familie und Freunde in der Pflege stark ab und umgekehrt erhalten ambulante und stationäre Leistungen ein grösseres Gewicht in der gesamtgesellschaftlichen Organisation der Pflege. Je stärker die ambulante Pflege ausgebaut ist, desto weniger Angehörigenpflege besteht. Ebenso besteht ein negativer Zusammenhang zwischen stationärer und familialer Pflege, was auf ein Substitutionsverhältnis deutet.

Pflege durch Kinder

Erwartungsgemäss ergibt sich ein negativer Zusammenhang zwischen Pflege durch Partner bzw. Partnerin und Pflege durch Kinder, wobei auch in Mehrkindfamilien die regelmässige Pflege meist von einem Kind geleistet wird. Töchter beteiligen sich an der Pflege, unabhängig von Zahl an Brüdern und Schwestern. Söhne übernehmen jedoch deutlich seltener Pflegeaufgaben, wenn sie Schwestern haben. Erst mit steigendem Pflegebedarf werden die alltäglichen Pflegeaufgaben vermehrt zwischen mehreren Kindern aufgeteilt. Die Pflege durch Kinder steigt mit dem Alter der Eltern an. Gleichzeitig ist intergenerationelle Pflege negativ assoziiert mit Wohndistanz und Erwerbsgrad der Kinder sowie positiv assoziiert mit geringer Bildung der Eltern (und intergenerationelle Pflege ist eher in den sozial benachteiligten Schichten zu finden). Die Schichtunterschiede variieren allerdings je nach Pflegeregime: In den mediterranen Staaten ist die intergenerationelle Pflege in der obersten Bildungsschicht weniger verbreitet. In der Gruppe der skandinavischen Staaten und der Niederlande gibt es hingegen Hinweise darauf, dass ältere Personen mit hohen Bildungsabschlüssen häufiger von ihren Kindern gepflegt werden.

Je weiter man von Norden nach Süden geht, werden tendenziell mehr Personen von ihren Kindern gepflegt. Die intergenerationelle Pflege ist damit in den explizit oder implizit familialistischen Staaten stärker verbreitet. Kinder in Länder mit guter Pflegeinfrastruktur sind daher tendenziell seltener in die Pflege involviert: In den skandinavischen Ländern, den Niederlanden und der Schweiz erhalten weniger als zwei Prozent der über 64-jährigen Eltern von ihren Kindern Pflegeleistungen. In Südeuropa sind sie hingegen mit fünf bis zehn Prozent deutlicher stärker an der Pflege der älteren Personen beteiligt.

Die Schweiz ist insofern ein gewisser Sonderfall, weil die Pflege durch Kinder relativ selten ist (und seltener als in den Nachbarländern). Gleichzeitig ist aber die Präferenz für staatliche Pflege in der Schweiz gering, und ähnlich gering wie in Deutschland oder Italien, wo deutlich mehr Kinder pflegen. In der Schweiz zeigt sich somit eine besonders starke Diskrepanz zwischen Familienideologie und Pflegerealität.

Finanzielle Transfers zwischen Generationen

Im Rahmen der europäischen SHARE-Studie 2004 wurde auch nach Leistungen bzw. Erhalt finanzieller Transfers nachgefragt (erhaltene oder geleistete Geld- oder Sachgeschenken in den letzten 12 Monaten im Wert von 250 Euro oder mehr). Zusätzlich wurde auch nach dem Hauptgrund für den Erhalt bzw. die Vergabe solcher finanzieller Transfers nachgefragt (wobei 11 Transfergründe vorgegeben waren). Untersucht werden können mit diesen Daten sowohl finanzielle Transfers von 50-jährigen und älteren Eltern zu ihren – oft inzwischen erwachsen gewordenen – Kindern als auch finanzielle Transfers 50+-jähriger Befragter zugunsten ihrer alten Eltern (soweit noch lebend).

Insgesamt verlaufen die privaten finanziellen Transfers in Europa primär von Eltern zu Kindern und Enkelkindern, wogegen Eltern nur vergleichsweise selten finanzielle Leistungen von ihren erwachsenen Kindern erhalten: 60% aller Transfervergaben gehen von Eltern zu Kindern, 13% gehen an Enkelkinder, nur 3% gehen an Eltern (6% an andere Verwandte und Freunde).

In allen europäischen Ländern richtet sich die Vergabe finanzieller Transfers einheitlich primär an Kindern, allerdings mit Niveauunterschieden. Finanzielle Transfers von Eltern an (erwachsene) Kinder sind am höchsten in Dänemark (80%) und am tiefsten in Italien (47%). In der Schweiz sind die Werte (mit 50%) nur unwesentlich höher als in Italien. Enkelkinder sind vor allem in

Deutschland (20%), Griechenland (15%), Italien (13%) und Oesterreich (11%) Nutzniesser monetärer Leistungen. (Schweiz: weniger als 5%). Die Schweiz – als ein reiches Land – weist umgekehrt die höchsten Transfersummen auf.

Insgesamt gibt die über 50-jährige Bevölkerung in Europa wesentlich mehr als sie erhält. Einzig Griechenland ist insofern ein Sonderfall, als die befragten 50+-Jährigen hier eher Leistungen von ihren Kindern als von ihren Eltern erhalten)

Werden Einflussfaktoren finanzieller Transfers von Eltern an Kindern untersucht, wird deutlich, dass finanzielle Transfers an Kinder mit dem Alter der Eltern abnimmt. Erwartungsgemäss ist auch die Beobachtung, dass je höher das Einkommen, desto häufiger werden finanzielle Transfers geleistet und desto seltener erhält man grössere finanzielle Transfers. Mit steigender Kinderzahl sinkt die Häufigkeit individueller Transfers an ein Kind.

Je höher die Sozialausgaben eines Landes, desto häufiger sind private finanzielle Transfers von Eltern an (erwachsene) Kinder ($r= 0.70$, $N= 11$ Länder). Umgekehrt – wenn auch weniger deutlich – wird sichtbar, dass hohe Sozialausgaben eher negativ mit der Häufigkeit finanzieller Transfers von (erwachsenen) Kindern an ältere Eltern assoziiert sind. Das heisst: ein ausgebautes wohlfahrtsstaatliches System – und namentlich eine gute sozialpolitische Absicherung im Alter – trägt dazu bei, dass ältere Eltern mehr (und oft höhere) private Transferleistungen erbringen (wodurch ein Teil etwa der Renten via familiale Transfers von Alt zu Jung fliessen). Umgekehrt sind bei guter sozialpolitischer Absicherung weniger ältere Eltern von finanzieller Hilfe seitens ihrer Kinder angewiesen.

Sozialstaat und intergenerationelle Solidarität

Werden die in Europa im Ländervergleich festgestellten Beziehungen zwischen wohlfahrtsstaatlichen Strukturen (Sozialausgaben) und intergenerationeller Solidarität (Hilfe, Pflege, Geld) zusammengefasst, zeigt sich folgendes Gesamtmuster:

Ausbau des Sozialstaates (Sozialausgaben in % GNP)

Häufigkeit intergenerationeller:

- | | |
|--------------------|------------------------|
| - Hilfeleistungen | positiv (crowding in) |
| - Pflegeleistungen | negativ (crowding out) |

Häufigkeit grösserer finanzieller Transfers:

- | | |
|-------------------|------------------------|
| - von Alt zu Jung | positiv (crowding in) |
| - von Jung zu Alt | negativ (crowding out) |

Ein ausgebauter Wohlfahrtsstaat – mit guter sozialer Absicherung älterer Menschen und junger Familien – trägt dazu bei, dass intergenerationelle Hilfeleistungen – von Jung zu Alt, wie umgekehrt von Alt zu Jung – tendenziell häufiger werden, wogegen konkrete intergenerationelle Pflegeleistungen seltener werden (da sie häufiger von professionellen Diensten übernommen werden). Oder in anderen Worten: Intensive intergenerationelle Aufgaben – wie Pflege – werden an sozialstaatliche Einrichtungen ausgelagert, wogegen sich die weniger intensiven gegenseitigen Hilfeleistungen zwischen den Generationen verstärkt werden. Ein Ausbau sozialstaatlicher Angebote reduziert intergenerationelle Solidarität nicht, sondern führt zu einer verstärkten Spezialisierung (Pflege durch Professionelle, Hilfe durch Angehörige) intergenerationeller Austauschbeziehungen. Da in einem ausgebauten Sozialstaat speziell schwierige (und intime) Leistungen (Pflege) professionalisiert werden, wird durch die Stärkung weniger aufwändiger und belastender Hilfeleistungen auch die intergenerationelle Beziehungsqualität verstärkt.

Was das Verhältnis von Sozialstaat und die Häufigkeit intergenerationeller finanzieller Transfers betrifft, zeigt sich ebenfalls je nach Transferrichtung ein gegensätzlicher Effekt: Je besser das soziale Netz und namentlich auch die wirtschaftliche Absicherung im Alter, desto weniger sind alte Menschen finanziell auf finanzielle Unterstützung seitens ihrer Kinder angewiesen (und finanzielle

Leistungen erwachsener Kinder an alte Eltern reduzieren sich). Umgekehrt führt eine wirtschaftliche Absicherung alter Eltern dazu, dass sie – gegenläufig zur wohlfahrtsstaatlichen Verteilung – häufiger Geld- und Sachgeschenke an ihre (erwachsene) Kinder leisten können, etwa zur Finanzierung von Weiterbildung, usw., aber auch als ‚Gegenleistung‘ für erhaltene Hilfen.

Literatur zum Thema

- Brandt, Martina (2009) Hilfe zwischen Generationen. Ein europäischer Vergleich, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Deindl, Christian (2009) Finanzielle Transfers zwischen Generationen: Ein europäischer Vergleich, Doktorarbeit an der Philosophischen Fakultät der Universität Zürich (mimeo).
- Haberkern, Klaus; Szydlik, Marc (2008) Pflege der Eltern - Ein europäischer Vergleich, Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 60,1: 78-101.
- Hoff, Andreas (2006) Intergenerationale Familienbeziehungen im Wandel, in: Clemens Tesch-Römer, Heribert Engstler, Susanne Wurm (Hrsg.) Altwerden in Deutschland. Sozialer Wandel und individuelle Entwicklung in der zweiten Lebenshälfte, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: 231-287.
- Höpflinger, François; Hummel, Cornelia; Hugentobler, Valérie (2006) Enkelkinder und ihre Grosseltern. Intergenerationelle Beziehungen im Wandel, Zürich: Seismo.
- Höpflinger, François (2009) Beziehungen zwischen Grosseltern und Enkelkindern, in: Karl Lenz; Frank Nestmann (Hrsg.) Handbuch Persönliche Beziehungen, Weinheim: Juventa: 311-335.
- Lüscher, Kurt; Liegle, Ludwig (2003) Generationenbeziehungen in Familie und Gesellschaft, Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.
- Perrig-Chiello, P.; Höpflinger, F.; Suter, C. (2008) Generationen – Strukturen und Beziehungen. Generationenbericht Schweiz, Zürich: Seismo.
- Schweiz. Stiftung pro juventute; Pro Senectute Schweiz (Hrsg.) (2000) Das Generationenhandbuch: Konzepte - Projekte - Arbeitsmittel, Zürich: Pro Senectute Schweiz Verlag.
- Szydlik, Marc (2000) Lebenslange Solidarität? Generationenbeziehungen zwischen erwachsenen Kindern und Eltern, Opladen: Leske & Budrich.

Letzte Aenderung: 15. Okt. 2010